

Thomas L. Friedman, Walter Steinmann, 100 Jahre Dada

# DIE WELTWOCHEN

Nummer 4 – 28. Januar 2016 – 84. Jahrgang – Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

**Kriminalität**  
Die gefährlichsten  
Orte der Schweiz



## Donald Trump

Das Megafon der schweigenden Mehrheit

*Von Urs Gehriger*







Hello Tomorrow Emirates

Bringen Sie Ihre Gespräche  
auf eine höhere Ebene  
Wir sehen uns in Dubai

[emirates.ch](http://emirates.ch)

Kostenloses WLAN in ausgewählten Flugzeugen ♦ Bis zu 2'000 Unterhaltungskanäle

Emirates fliegt zweimal täglich von Zürich und einmal täglich von Genf nach Dubai. Weitere Informationen auf [emirates.ch](http://emirates.ch), telefonisch unter 0844 111 555 oder in Ihrem Reisebüro.





«Das Unverblümete, Unverfälschte, kommt an»: Präsidentschaftsanwärter Donald Trump.

Die Nervosität steigt. Am Montag beginnen in Iowa die Vorwahlen zur US-Präsidentschaft. Und noch immer führt Trump das Feld der Republikaner an. Mit lauen Vergleichen hat man versucht, ihm die Luft abzulassen. Vergeblich. Trump ist schlauer als seine Kritiker und cleverer als seine Parteiführung. Mit traumwandlerischem Instinkt lotet er die blanken Nerven des amerikanischen Volks aus. «Trump hat enorme emotionale Intelligenz», sagt Thomas Friedman, Starkolumnist der *New York Times*, im Interview. «Seine direkte Art zu reden, das Unverblümete, Unverfälschte, kommt an.» In einem Dossier gehen wir Trumps Popularität auf den Grund. Wir unterziehen den Immobilien-Tycoon einem Vermögens-Check und zeigen auf, warum in Europa die Zeit harter, charismatischer Frauen angebrochen ist, die konservativ-populäre Parteien und Bewegungen anführen. **Seite 14–23**

Die Schweiz gilt im internationalen Vergleich als sicheres Land. Seit den 1990er Jahren zeigen die Kriminalstatistiken indes steil nach oben. Nicht überall ist die Gefahr, Opfer einer Attacke oder eines Einbruchs zu werden, gleich gross. Philipp Gut und Peter Keller haben die Daten ausgewertet und eine Landkarte erstellt. Dabei zeigt sich: Im Welschland lebt es sich für Schweizer Verhältnisse am gefährlichsten: Es tut sich ein krimineller Röstigraben auf. **Seite 32**

Ein Rentner in Winterthur will Gutes tun und vermietet seine Wohnung an eine Flüchtlingsfamilie aus dem Kongo. Was er in der Folge im Umgang mit dem Winterthurer Sozialamt erlebt, ist ein wahrhaftiger, teurer Albtraum.

Alex Baur hat die Geschichte aufgrund von Gerichtsakten und amtlichen Korrespondenzen rekonstruiert und ist auf grundlegende Fehler im Mietrecht gestossen. Der Fall macht begreiflich, warum es Randständige schwer haben, eine Bleibe zu finden – und warum Vermieter zu Recht misstrauisch sind. Eine unrühmliche Rolle spielt auch der Winterthurer Sozialvorsteher Nicolas Galladé (SP), seines Zeichens ausserdem Präsident der Städteinitiative Sozialpolitik. Dass Galladé nun Fehler einräumt und eine unbürokratische Lösung verspricht, macht die Sache nicht besser. **Seite 41**


*Ihre Weltwoche*

SCHLAFLOS?  
ÜBERMÜDET?  
GEREIZT?

---

Zeit für eine Auszeit.

Bei uns finden Sie das ideale Umfeld  
und ein umfassendes medizinisches  
Angebot dafür.



Seeklinik Brunnen AG  
Gersauerstrasse 8 | 6440 Brunnen  
T 041 825 48 48 | www.seeklinik-brunnen.ch

**Impressum**

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich  
Die Weltwoche erscheint donnerstags  
**Redaktion:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,  
E-Mail: redaktion@weltwoche.ch  
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch  
**Verlag:** Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,  
E-Mail: verlag@weltwoche.ch  
**Internet:** www.weltwoche.ch  
**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91  
E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch  
Jahresabonnement Inland Fr. 298.– (inkl. MwSt.)  
Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)  
Weitere Angebote für In- und Ausland unter  
www.weltwoche.ch/abo  
E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch  
**Gründer:** Karl von Schumacher (1894–1957)  
**Verleger und Chefredaktor:** Roger Köppel  
**Chefredaktion:** Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi  
**Produktionschef:** Lukas Egli

**Redaktion:**  
Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur,  
Urs Gehrig, Wolfgang Koydl,  
Hubert Mooser, Alex Reichmuth,  
Markus Schär, Claudia Schumacher,  
Florian Schwab

**Redaktionelle Mitarbeiter:**  
Miroslav Barták, Peter Bodenmann,  
Silvio Borner, Henryk M. Broder,  
Peter Hartmann, Pierre Heumann,  
Peter Holenstein, Mark van Huisseling  
Hansrudolf Kamer, Peter Keller,  
Wolfram Knorr, Tom Kummer,  
Christoph Landolt, Dirk Maxeiner,  
Christoph Mörgele, Franziska K. Müller,  
Daniela Niederberger, Kurt Pelda,  
Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht,  
Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Thilo Sarrazin,  
David Schnapp, Hildegard Schwaninger,  
Martin Spieler, Sacha Verna (*New York*),  
Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),  
Kurt W. Zimmermann

**Produktion:** Benjamin Bögli, Roy Spring

**Bildredaktion:** Nathan Beck (*Leitung*),  
Martin Kappler, Lukas Schmid (*Assistent*)

**Layout:** Daniel Eggspühler (*Leitung*),  
Silvia Ramsay

**Korrektorat:** Cornelia Bernegger (*Leitung*),  
Viola Antunovits, Nadia Ghidoli, Rita Kempfer,  
Sandra Noser, Oliver Schmuki, Dieter Zwicky  
**Sekretariat:** Inga-Maj Hojaij-Huber

**Marketing:** Guido Bertuzzi (*Leitung*)

**Anzeigenverkauf:** Sandro Gianini (*Leitung*),  
Roman Küttel, Brita Vassalli

**Anzeigeninnendienst:** Samuel Hofmann (*Leitung*)  
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

**E-Mail:** anzeigenid@weltwoche.ch

**Online-Vermarktung:** Adextra

**Tarife und Buchungen:** infoAadextra.ch

**Druck:** Print Media Corporation, PMC,  
Oetwil am See

*Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise  
oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung  
der Redaktion gestattet.*

*Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine  
Haftung übernommen.*

Der Weltwoche-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier,  
das aus 100 % Altpapier hergestellt wird.  
Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.



# Migros-Marken halten Kindheitserinnerungen frisch.



Urs Buchegger,  
Leiter Entwicklung Eiswaren, Midor

VON UNS.  
VON HIER.



[www.vonuns-vonhier.ch](http://www.vonuns-vonhier.ch)



Rahmslace Vanille.  
Eines von rund 10'000  
Produkten, die wir in der  
Schweiz herstellen. Denn  
was uns am Herzen liegt,  
machen wir selber.

**MIGROS**

Ein **M** einzigartiger.



## «Rattenfänger»

Alle warten, bis Merkel das Steuer herumreisst. Warum tut sie es nicht?

Von Roger Köppel

Die Deutschen sitzen wieder einmal tief im Schlamassel, das sie selber, genauer: ihre Regierenden, angerichtet haben. Ich vermute, hinter den Kulissen herrscht Panik. Kanzlerin Merkel ist nicht dumm. Sie hat längst gemerkt, dass ihre Willkommenskultur ein Desaster produzierte. Alle warten, bis die Chefin das Steuer herumreisst.

Sie macht es nicht. Warum nicht? Merkel hat wohl Angst. Sie befürchtet, dass ein Kurswechsel jenen Kräften Auftrieb geben könnte, die von ihr und ihrer Regierung seit Monaten, ja seit Jahren als «Dumpfbacken», «Rechtsextreme» und «Populisten» diffamiert werden. Die Kanzlerin hat sich durch ihre eigene Rhetorik in eine politische Selbstblockade manövriert.

Es rächt sich jetzt, dass in Deutschland jeder geköpft wird, der sich öffentlich kritisch über die EU und die von Merkel mitverursachte Völkerwanderung äussert. Die Angst vor den «Rechten» ist so gross, dass sich Merkel und ihre Getreuen in ihrer eigenen Beratungsresistenz regelrecht eingebunkert haben. Sie können sich migrationspolitisch nur noch nach links bewegen, weil rechts eben die «Dumpfbacken» lauern.

Die Stigmatisierung Andersdenkender hat in Deutschland ungesunde Ausmasse erreicht. Der *Spiegel*, Zentralorgan der Wohlmeinenden, feiert Merkels wahnwitzige Willkommenspolitik seit Monaten. Unerfreut reagiert man auf oppositionelle Regungen: «Die Rechten lügen, wenn sie den Mund aufmachen», dröhnt das Blatt in seiner jüngsten Ausgabe. Es brauche jetzt den «Mut der Demokraten, die widerliche, menschenverachtende Ideologie der rechten Rattenfänger zu entlarven».

Marschieren in Deutschland die Nationalsozialisten wieder? Haben wir es mit einem Ansturm verfassungsfeindlicher Hooligans zu tun? Mitnichten. Gemeint ist die seit einigen Jahren gegen Merkel anpolternde Protestpartei «Alternative für Deutschland» (AfD). Das Kapitalverbrechen dieser Gruppierung besteht aus Sicht des *Spiegels* darin, dass sie den Euro abschaffen will und eine Rückkehr zum deutschen Asylgesetz verlangt, das wie das schweizerische auf der Grundlage der Genfer Uno-Konvention streng unterscheidet zwischen echten Verfolgten und Wirtschaftsmigranten ohne Asylanspruch.

Wir mischen uns nicht ins innerdeutsche Parteiengezänk ein. Wir massen uns auch keine abschliessenden Urteile an. Mag sein, dass nicht



«Staatsform der Alternativen.»

alle AfD-Wortmeldungen den salonlinken Ansprüchen der Hamburger *Spiegel*-Redaktion genügen. Die Polemik freilich wirkt massiv überzogen, wenn man den AfDlern in deutschen Fernsehsendungen zuhört oder einen Blick aufs Parteiprogramm im Internet wirft. Hier ist nicht etwa «Mein Kampf» abgedruckt, sondern eine Auswahl an zustimmungsfähigen liberalkonservativen Positionen auf dem Boden des deutschen Grundgesetzes.

Die AfD fordert zum Beispiel, «den Rechtsstaat uneingeschränkt zu achten». Wer ist hier dagegen? Die Partei setzt sich für ein Europa «souveräner Staaten» ein sowie für eine «drastische Vereinfachung des Steuerrechts». Was



ist daran «widerlich»? Ausserdem möchte die Partei «Volksabstimmungen nach Schweizer Vorbild» einführen und «mehr Demokratie» in Deutschland wagen. Man muss das ja nicht gut finden, man kann es sogar kritisieren, aber der *Spiegel* macht sich lächerlich, wenn er hinter solchen Aussagen «menschenverachtende» Ideologien ortet.

Zur Erinnerung: Die Demokratie ist die Staatsform der Alternativen. Es muss immer einen Plan B geben. Wo die Politik «alternativlos» wird, endet die Demokratie. In Deutschland ist die Situation gefährlich. Die Stigmatisierung schürt den Extremismus. Ausgrenzung fördert die Unzufriedenheit. Aus Unzufriedenheit wird Zorn. Zorn kann in Gewalt umschlagen. Dass in Deutschland die Asylheime brennen, hat mit der Weigerung der Regierung und der Medien zu tun, die berechtigten Sorgen der Leute aufzunehmen.

Am schlechten Beispiel Deutschlands lassen sich die Vorteile der Schweiz erkennen. Wir haben ein offenes System. Der amerikanische Publizist Thomas L. Friedman spricht von «open source». Abweichende Meinungen können nicht so leicht unterdrückt werden, ob schon es auch hier versucht wird. Die Stigmatisierung Andersdenkender fällt schwerer, weil die direkte Demokratie auch politisch inkorrekte Forderungen nach vorne bringt. Nicht die Obrigkeit bestimmt, was wichtig ist, sondern die Bürger entscheiden. Es ist möglich, dass sich ein Einzelner mit einer guten Volksinitiative gegen das gesamte politische Establishment durchsetzt.

Überlebt Kanzlerin Merkel die Folgen ihrer Flüchtlingspolitik? Die düsteren Prognosen häufen sich. Die Zahl der Kritiker wächst stündlich. Das muss nichts heissen, und doch hat man zum ersten Mal den Eindruck, dass sich die noch vor wenigen Monaten Hochgelobte in eine Ecke manövrierte, aus der sie nicht so leicht herauskommt. Sie weiss, dass sie korrigieren muss, aber sie getraut sich nicht. Findet Merkel den Mut, asylpolitische Positionen zu vertreten, deren Verfechter ihre Regierung bis vor kurzem noch als rechte «Dumpfbacken» diffamierte?

Auch Deutschlands kluger Finanzminister Schäuble wirkt verzweifelt. Am Davoser Weltwirtschaftsforum forderte er einen milliardenschweren «Marshall-Plan», um die Länder zu sanieren, aus denen die Migranten kommen. Der Glaube, durch noch mehr Entwicklungshilfe die Abwanderung zu stoppen, ist eine Illusion. Deutschland kann die Welt nicht retten.

Merkel müsste nur die Kraft aufbringen, die deutschen Asylgesetze anzuwenden und die zahllosen illegalen Migranten konsequent an ihren Herkunftsort zurückzubringen. Tut sie es nicht, geht die Völkerwanderung weiter. Deutschland droht an seiner politischen Korrektheit zu zerbrechen.



Die Magie der Handtasche. Seite 28



Wo ist es in der Schweiz am gefährlichsten? Seite 32



Le Pen und die Populistinnen. Seite 18



Dada-Liebespaar Ball und Hennings (l.). Seite 54.

## Kommentare & Analysen

- 5 [Editorial](#)
- 9 [Kommentar Weg in die Barbarei](#)
- 9 [Im Auge Pierre-Emmanuel Taittinger](#)
- 10 [Asyl Die Obergrenze](#)
- 11 [Karrierefrauen Falsche Stärkung](#)
- 11 [Theater Jetzt ist Spar dran](#)
- 12 [Personenkontrolle Giroud, Sommaruga, Widmer-Schlumpf, Roth, Föhn, Noser, Fiala, ul-Haq u. a.](#)
- 13 [Nachruf Lord Weidenfeld](#)
- 14 Donald Trump**
- [Megafon der schweigenden Mehrheit](#)
- 17 [Pleiten und Erfolge Die Zehn-Milliarden-Dollar-Frage](#)
- 18 Das Führerinnenprinzip**
- [Sarah Palin und die europäischen Populistinnen](#)
- 19 [Fernsehkritik «Tronald Dumb»](#)
- 20 [«Eine Art Frontalangriff» Interview mit Thomas L. Friedman](#)
- 24 [Die Deutschen Die letzten Tage](#)
- 24 [Wirtschaft Professor Staatsnah](#)
- 25 [Ausland Die historische Chance der Türkei](#)
- 26 [Mörgeli Frauenstimmrecht, nicht Frauenwahlrecht](#)
- 26 [Bodenmann Schluss mit Stiere-Melken](#)
- 27 [Medien Bedeutsame Zeitgenossen](#)
- 27 [Gesellschaft Negermusik](#)

## 28 Einen Mord wert

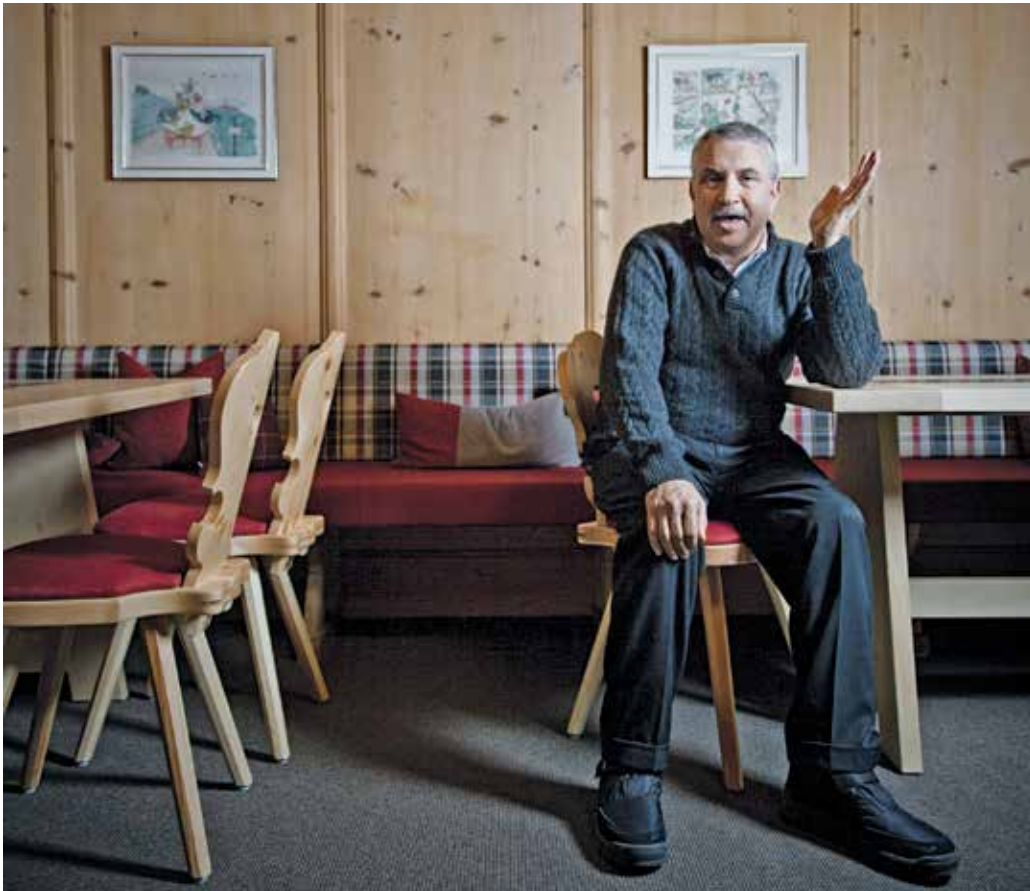
- [Warum Frauen Handtaschen begehren](#)
- 30 [Darf man das? / Leserbriefe](#)

## Hintergrund

### 32 Die gefährlichsten Orte der Schweiz

- 33 [Kriminalität «Riesenohnmacht»](#)
- 35 [Essay Das unverzichtbare Unwort](#)
- 36 Direktimport in den Sozialstaat**
- [Wie viele Flüchtlinge vom Staat leben](#)
- 37 [SRG De Weck gegen Bigler](#)
- 38 Gesucht: Das Gegenteil**
- [Walter Steinmann, der Direktor des Bundesamtes für Energie, geht in Pension](#)
- 41 [Flüchtlinge Vorsicht mit Randständigen](#)
- 42 Widerspenstige Bergler**
- [Kampf um die zweite Gotthardröhre](#)
- 43 [Medien «Primitivstes Stammtischgejohle»](#)
- 44 Was heisst da «überbewertet»?**
- [Die Nationalbank und der Schweizer Franken](#)
- 46 Europa nach Merkel**
- [Identität und Stabilität stehen auf dem Spiel](#)
- 49 [Wölfe Das Märchen vom harmlosen Raubtier](#)
- 50 Heilige Einfalt**
- [Denk- und Sprechverbote an amerikanischen Elite-Unis](#)





«Obama ist ein Grosswildjäger»: Autor Friedman.

## Interview

### 20 «Eine Art Frontalangriff»

Der renommierte US-Publizist Thomas L. Friedman ist stolz auf Obama, Trump hält er für gefährlich und die EU für die «langweiligste Organisation der Welt».

## Stil & Kultur

### 52 Stil & Kultur Miley Cyrus

### 54 Kunst

Die Liebe, der die Dada-Bewegung zugrunde liegt

### 58 Im Guten wie im Bösen Das neue Buch von Stephan Wackwitz

### 59 Jazz Jaeger–Gisler–Rainey

### 60 Top 10

### 60 Kino Wie gut ist Tarantinos neuer Film «The Hateful Eight»?

### 62 Namen Geld, Geld und nochmals Geld

### 63 Hochzeit Zombies aus Zucker

### 63 Thiel Lasst euch regieren

### 64 Wein Michele Satta: Cavaliere. Toscana IGT 2010

### 64 Zu Tisch Restaurant «Ecco» im Hotel «Atlantis»

### 65 Auto Suzuki Vitara 1.4 Boosterjet Sergio Cellano

### 66 MvH trifft Stefan Zweifel

## Autoren in dieser Ausgabe

### Peter Ruch



Der 64-Jährige ist evangelisch-reformierter Pfarrer in Küsnacht am Rigi und eine pointierte publizistische Stimme im Schweizer Medienbetrieb. In dieser Ausgabe befasst er sich mit dem «Unwort des Jahres»: Gutmensch. Seite 35

### Matthias Matussek



Der bekannte deutsche Autor und ehemalige Kulturchef des *Spiegels* setzt sich in dieser Nummer mit der im Zürcher Cabaret Voltaire entstandenen Dada-Bewegung auseinander, die im Februar hundert Jahre alt wird. Seite 54

## Zum Blättern bitte streicheln.

Mit der sanften Blättertechnik vermittelt das neue E-Paper noch mehr Lesevergnügen.



DIE WELTWOCH



## Kodo im KKL Luzern

# Magie der Weltklasse-Trommler

Kodo, die japanischen Meistertrommler, gelten seit 35 Jahren weltweit als Massstab der Trommelkunst. Ihr neues Programm «Mystery» bringt sie für vier Auftritte ins KKL Luzern. Gänsehaut garantiert!

Wo immer das legendäre Ensemble auftritt, zelebriert es alles, was die Faszination der Trommelkunst ausmacht: Präzision, Dynamik, Ästhetik und Ausdauer. Fast 4000 umjubelte Auftritte in 46 Ländern haben die japanische Gruppe auf der ganzen Welt berühmt gemacht.

Der Konzertsaal des KKL mit der Architektur von Jean Nouvel und seiner überragenden Akustik ist die Kulisse für das neue Programm von Kodo. «Mystery» vereint Rhythmus und Schönheit mit Poesie und athletischer Kraft. Drachen, Dämonen und Löwen winden sich zu traditionellen Taiko-Klängen. Tiefverwurzelte Rituale zu Ehren der Götter und der Natur erwachen zum Leben.

Kodo wurde anfangs der achtziger Jahre auf der japanischen Vulkaninsel Sado gegründet. Dort betreiben die begnadeten Rhythmus-Artisten eine Kommune mit rund 50 Künstlern. Ein Drittel des Jahres verbringen sie in dieser Umgebung, um an neuen Stücken für ihre Auftritte zu arbeiten.



### Platin-Club-Spezialangebot

«Kodo – Mystery Tour 2016»  
im KKL Luzern

**Konzertdaten:**

25., 26. und 27. Februar: 19.30 Uhr  
28. Februar: 17 Uhr

**Spezialpreise:**

Platin-Club-Mitglieder erhalten 20% Rabatt auf die Plätze der Kategorien 1, 2 und 3.  
Ticketpreise: Fr. 140.–/120.–/95.–/70.–/40.–

**Reservation:**

Kaufen Sie Ihr Ticket am KKL-Schalter (Mo–Fr 9–18.30 Uhr, Sa 10–16 Uhr), über Telefon 041 226 77 77 (Normaltarif) oder im Internet unter [www.starticket.ch](http://www.starticket.ch). Für die Ermässigung bitte das Stichwort «Platinclub» angeben.

**Veranstalter:**

[www.kodo.ch](http://www.kodo.ch)

[www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub)





## Weg in die Barbarei

Von Markus Schär — Wenn das Volk die Durchsetzungsinitiative annimmt, droht angeblich eine «archaische Zwei-Klassen-Justiz». Verkommt die Schweiz zum Unrechtsstaat?



«Schwerste Menschenrechtsverletzung in Europa»: Aktivisten der Operation Libero.

Der Journalist – sein Name tut nichts zur Sache – nimmt sich seit je allzu wichtig. Jetzt aber bläht er sich auf seiner Facebook-Seite zum höchsten Pathos auf. «Am 28. Februar geht es auch um meine Zukunft als Journalist», trompetet er da. Er übe seinen Beruf aus, um dem Diskurs in der rechtsstaatlichen Demokratie zu dienen: «Baut die Schweizer Stimmbevölkerung das Land mit der Durchsetzungsinitiative definitiv und mit Nachdruck zum Unrechtsstaat um, endet damit auch meine bisherige Rolle für diese Gesellschaft.» Dann, raunt er auf Nachfrage, schlüpfte er in eine aktivistische Rolle, «die sich nicht mehr objektiver Berichterstattung verpflichtet». Dieser Aufruf zum Widerstand im halluzinierten Unrechtsstaat gefällt auf Facebook 136 Leuten, darunter Medienprofessor Vinzenz Wyss, Politologin Regula Stämpfli und SP-Nationalrat Martin Naef.

Der Wichtigstuer ist nicht der Einzige, dem im Abstimmungskampf die Massstäbe verrutschen. Die Aktivisten der Operation Libero warnen, hier drohe «die schwerste Menschenrechtsverletzung in Europa», und zetern, die Angst der Secondos vor der Ausweisung führe zu einer «permanenten Entwurzelung dieser Bevölkerungsgruppe». Im «dringenden Aufruf» wird beklagt, die «barbarische» Initiative stelle die Secondos unter ein Sonderrecht: «Sie

unterscheidet zwischen den Menschen allein aufgrund ihres Passes und nicht aufgrund ihrer Situation.» Die vereinigten Rechtsprofessoren mahnen in ihrem Manifest, die Initiative verletze das Gleichheitsprinzip. Und selbst die nüchterne NZZ schimpfte über eine «archaische Zwei-Klassen-Justiz».

### Ungleiches ungleich behandeln

In der Bundesverfassung steht unbestreitbar im ersten Absatz von Artikel 8: «Alle Menschen sind vor dem Gesetz gleich.» Und der zweite Absatz schreibt fest, niemand dürfe diskriminiert werden, gemäss einer langen Liste von Kriterien wie Herkunft, Rasse, Alter und Geschlecht. Der Vorwurf der «Zwei-Klassen-Justiz» wiegt also schwer. Wie steht es damit? Der (mit einer Österreicherin verheiratete) Autor dieser Zeilen, nicht im Rechtsverdrehen, wohl aber im Lesen geschult, sucht nach einer Antwort.

Sie findet sich etwa im St. Galler Kommentar zur Bundesverfassung. Darin heisst es, das Bundesgericht halte sich an Aristoteles, der schon im 4. Jahrhundert vor Christus forderte, Gleiches sei gleich, Ungleiches aber ungleich zu behandeln: «Eine gleiche Behandlung der Personen wird nur bei Verhältnissen verlangt, die im Wesentlichen gleich oder ähnlich sind.»

»» Fortsetzung auf Seite 10

## Die Klimawette



Pierre-Emmanuel Taittinger, Champagnermarke.

Er hat, wie der Franzose sagt, *le physique du rôle*. Pierre-Emmanuel Taittinger, 62, sieht so locker, lockig und charmant aus, wie man sich einen Champagner-Aristokraten vorstellt. Er ist der Bilderbuchbotschafter seiner Flaschen (5,8 Millionen im Jahr 2014) und seines Leitspruchs: «Der Champagnerkonsum folgt dem Optimismus.» Coco Chanel trank Champagner «nur bei zwei Gelegenheiten: wenn ich verliebt bin und wenn ich nicht verliebt bin», Winston Churchill tat es gegen die Dämonen der Depression. Das euphorisierende Elixier wächst in einer traumatisierten Landschaft, auf dem blutgetränkten Boden der Schlachten des Ersten Weltkriegs; Taittingers Grossvater Pierre-Charles, der «la Grande Guerre» als Kavallerieoffizier überlebte, kaufte 1931 das 1734 gegründete Gut in Epernay. Vor zehn Jahren wurde der gesamte Familienkonzern wegen Erbstreitigkeiten an US-Investoren verschербelt. Pierre-Emmanuel Taittinger kaufte das Weinhaus zwei Jahre später zurück und musste sich hoch verschulden. Der Jesuitenzögling Taittinger bewundert den fantastischen Verschwender Ludwig II. von Bayern und dessen Märchenschloss Neuschwanstein: «Ludwig galt zu seinen Zeiten als Verrückter. Heute besuchen 18 Millionen Touristen jährlich Neuschwanstein.»

Das macht seinen gewagten Sprung begreiflich, über den Ärmelkanal nach Südengland: Taittinger erwarb 69 Hektaren Land, die Domäne Evremond in der Grafschaft Kent, dem englischen Gemüsegarten, und will dort Chardonnay und Pinot noir anpflanzen für einen perlenden Wein, der natürlich nicht Champagner heissen darf, aber selbstverständlich Taittinger. Auf den Markt kommt der Schaumwein frühestens im Jahre 2020. Er ist Taittingers Klima- und Trendwette: Die idealen Weinanbauggebiete Europas verschieben sich unaufhaltsam nordwärts, und in Kent kostet die Hektare nur 15 000 Franken, in der Champagne hingegen ein bis zwei Millionen. Sohn Clovis und Tochter Vitalie werden die Dynastie fortsetzen, ganz nach Papas Erkenntnis: «Die Welt ist reich, aber schlecht organisiert.» Peter Hartmann



Das heisst: Vor dem Gesetz gleich sind Frauen und Männer oder Gläubige und Ungläubige jeglicher Religion, nicht aber Menschen mit oder ohne Schweizer Pass. Denn nicht alle, die in der Schweiz leben, haben dieselben Rechte; diese hängen vom Aufenthaltsstatus ab. (Darum ist der Kampftruf «Kein Mensch ist illegal» so dumm: Natürlich ist kein Mensch illegal – aber jeder Mensch kann sich fast überall auf der Welt illegal aufhalten.) Der Kommentar zum Gleichheitsartikel schliesst daraus: «Sachlich begründete Differenzierungen zwischen Schweizern und Ausländern sind erlaubt.»

Die Menschen mit Schweizer Pass, ob sie ihr Glück würdigen oder nicht, geniessen ein Grundrecht: Niemand darf sie aus dem Land vertreiben – weil es das einzige ist, wo sie sich immer legal aufhalten können. Der Weg zum Schweizer Pass, also zum sicheren Aufenthalt in der Schweiz, steht allen offen, insbesondere den 900 000 Ausländern, die gemäss der Eidgenössischen Kommission für Migrationsfragen die Anforderungen für eine Einbürgerung längst erfüllen. Die Schweizer zeigen sich zwar als «die strengsten Einbürgerer Europas» (*Tages-Anzeiger*), dies aber aus gutem Grund: In keinem anderen Land der Welt haben die Bürger so weit gehende Rechte (und Pflichten). Die Einbürgerung ist deshalb manchenorts noch kompliziert, nach diversen Bundesgerichtsurteilen jedoch überall fair. Wer darauf verzichtet, lebt als Gast in diesem Land.

### Eine Frage der Verhältnismässigkeit

Jedes Land der Welt aber darf Gäste wegschicken, die sich ihres Gastrechts nicht würdig erweisen. Das sieht gerade auch der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte so, und das Bundesgericht schliesst sich ihm an. Es schreibt in seinem aufsehenerregenden Urteil zur Umsetzung der Ausschaffungsinitiative vom 12. Oktober 2012, der Widerruf der Niederlassungsbewilligung sei bei einem Ausländer, der die öffentliche Sicherheit und Ordnung gefährdet, «selbst dann nicht ausgeschlossen, wenn er hier geboren ist und sein ganzes bisheriges Leben im Land verbracht hat».

Letztlich kommt es – neben dem Menschenrecht auf Familienleben, das die Richter in Strassburg äusserst grosszügig gewähren – auf die Verhältnismässigkeit an. Im Bundesgerichtsurteil von 2012 ging es um einen Mazedonier, der mit neunzehn «naiv und kritiklos» bei einem Drogendeal mitmachte, aber sonst nichts verbrach, sondern sich eingliederte. Die Mehrheit des Volkes gäbe ihm wohl, wie das Bundesgericht, noch eine Chance. Ob die Mehrheit aber dem gesunden Menschenverstand jener Verteidiger des Rechtsstaates traut, deren Gezeter im Abstimmungskampf jedes gesunden Menschenverstandes spottet?

## Asyl

# Die Obergrenze

Von Philipp Gut — Verschiedene Staaten wollen «Richtwerte» für Flüchtlinge einführen. Das offenbart die grosse Konfusion im europäischen Asylwesen.

Österreich geht voran. Die Donarepublik will eine Obergrenze für Flüchtlinge, und ausgerechnet der sozialdemokratische Kanzler Werner Faymann verkündete die Nachricht. Sofort warnten Regierungsvertreter anderer Länder, dass sie dann nachziehen müssten. Denn wenn Österreich die Grenzen dichtmache, zögen die Asylbewerber einfach weiter. Auch die Schweiz müsste dann wohl mit noch mehr Asylmigranten rechnen.

Auf den ersten Blick scheint die Begrenzung ein Signal der Vernunft zu sein. Offensichtlich sind auch linke Politiker – wie der österreichische Kanzler Faymann – zur Einsicht gelangt, dass es so nicht weitergeht. Der moralisch be rauschende Traum von der unbeschränkten Aufnahme («refugees welcome») ist nach wenigen Monaten bereits ausgeträumt. Willkommen in der Realität!

Es ist zwar zu begrüessen, dass das verantwortungslose Laisser-faire dem Willen weicht, die Zuwanderung zu steuern. Doch bei genauerem Hinsehen taugt das Konzept der Obergrenze oder eines «Richtwerts» wenig. Wer von einer «Obergrenze» redet, unterliegt einer Begriffsverwirrung. Ein Flüchtling ist jemand, der an Leib und Leben bedroht ist, und zwar aus politischen Gründen. Ihm den nötigen Schutz zu entziehen, wäre barbarisch – und widerrechtlich. Es braucht keine Obergrenze, man muss

nur die falschen Flüchtlinge abweisen, dann bleibt genug Platz für die richtigen.

### Die Politiker entlarven sich selbst

Im europäischen Asylwesen herrscht Chaos. Wer an die Tore Österreichs, Deutschlands oder der Schweiz klopft, muss längst nicht mehr vor Folter und Tod bewahrt werden. Er hat oft Tausende von Kilometern durch sichere Drittstaaten hinter sich und für die Reise in sein Wunschland Tausende von Franken ausgegeben. Unfreiwillig geben Politiker wie Faymann mit der Forderung nach einem Limit also zu, dass ein Missbrauch im grossen Stil vorliegt. Die Verantwortlichen entlarven sich selbst.

Zugleich machen sie damit deutlich, dass das Dublin-System gescheitert ist. Gemäss diesem europäischen Vertrag, den auch die Schweiz unterzeichnet hat, müssen Asylbewerber in dem Land registriert und allenfalls aufgenommen werden, in dem sie anlanden und ein Gesuch stellen. Darum foutieren sich freilich nicht nur Mittelmeerstaaten wie Italien und Griechenland, sondern auch der europäische Musterknabe Deutschland. Auch deshalb nehmen die Nationalstaaten die Asylpolitik wieder in die eigene Hand.

Statt willkürliche Obergrenzen zu setzen, müsste man die bestehenden Gesetze konsequent anwenden. Die grosse Begriffskonfusion ist aufzulösen. Wir sprechen von «Flüchtlingen» und unterscheiden dabei kaum, ob jemand vor dem sicheren Tod flieht oder einfach ein bequemes Leben im Westen auf Kosten der einheimischen Steuerzahler anstrebt.

Es bestehen gigantische Fehlanreize, die wie ein Magnet wirken, über Kontinente hinweg. Auch wer nicht als Flüchtling anerkannt wird, kann im Zweifelsfall bleiben – als «vorläufig» Aufgenommener, weil er nicht zurückgeschafft werden kann, oder weil er untertaucht. Missverhalten wird belohnt. Wer den Pass versteckt und «Asyl, Asyl!» ruft, hat schon fast eine Erfolgsgarantie. Es wird nicht einmal sanktioniert, wenn er heiraten will und die Papiere plötzlich wieder «findet». Tricksen lohnt sich.

Schliesslich wird der Sog dadurch verstärkt, dass Migranten hier für ihre Verhältnisse hervorragend leben können, ohne auch nur einen Finger zu rühren. Dem Sozialstaat sei Dank. Städte wie Winterthur sponsern Flüchtlingsfamilien sogar Ferienreisen nach Afrika. Auch damit muss Schluss sein. Wenn nur echte Flüchtlinge Schutz erhalten, braucht es weder Obergrenzen noch Richtwerte.



Falsches Signal: Österreich Asylstrategie.



## Falsche Stärkung

Von Claudia Schumacher — Ein Programm für E-Mail-Dienste will Frauen die weichen Umgangsformen austreiben und sie damit erfolgreicher machen. Der Ansatz ist respektlos.



«Just Not Sorry»: Das Programm reagiert allergisch auf Höflichkeitsfloskeln.

Entschuldigung», sagt die Journalistin in der Diskussionsrunde auf der Bühne zum Moderator, der ihren Namen falsch sagt. «Ich heisse Meagan.» Der Moderator bringt auch etwas beim Projekt der Menschenrechtsaktivistin neben ihr durcheinander. Sie berichtigt ihn ebenfalls nett – und entschuldigt sich. Die herzigen Expertinnen verlieren den Gesprächsfaden vor lauter Höflichkeit und irrationaler Schamesröte, bis die Diskussion abrupt ganz endet. Eine der Damen hat sich zu Tode entschuldigt.

Der lustige und völlig überzogene Sketch der US-Komikerin Amy Schumer soll den Anstoss gegeben haben: Nachdem Tami Reiss, 33, Chefin des Technologieunternehmens Cyrus Innovation, ihn gesehen hatte, entwickelte sie «Just Not Sorry», ein Erweiterungsprogramm für Googles E-Mail-Dienst Gmail.

Das kleine Programm unterstreicht Entschuldigungs- und Höflichkeitsfloskeln sowie Verkleinerungsformen und andere verbale Niedlichkeiten, auf die Frauen gerne in E-Mails zurückgreifen. Bis jetzt gibt es «Just Not Sorry» nur für Englisch. «Entschuldigung», «Würde es Ihnen etwas ausmachen», «Ich bin kein Experte», «eigentlich», «Ich denke», «kurz», «nur», «vielleicht» – auf die englischen Pendanten solcher Satzteile reagiert «Just Not Sorry» allergisch.

«Der Gedanke an erfolgreiche unternehmerische Frauen, die gar nicht merken, wie oft sie sich entschuldigen und ihre eigenen Ideen kleinreden, hat mich getroffen», sagt Reiss. «Just Not Sorry» wird bereits in über 170 Ländern genutzt und erfährt im englischsprachigen Raum ein breites Medienecho.

Knapp, emotionslos, kühl sowie betont sicher auch da, wo Zweifel bestehen – das sind die E-Mails, die nach Bereinigung durch «Just Not Sorry» zurückbleiben.

Es handelt sich um den neusten Versuch aus einer Reihe von Bemühungen, Frauen an bestehende, männliche Codes der Bürowelten anzupassen, die angeblich keinen Spielraum für Nettigkeit und weiche Umgangsformen erlaubten. Aber ist es überhaupt so, wie gerne behauptet wird?

Sind es nicht gerade Versuche wie «Just Not Sorry», die Frauen zu etwas machen wollen, das sie offenbar nicht sind, die sie verunsichern und verwirren? Hat man nicht lieber Frauen um sich, die einen gesunden Kontakt zu ihrer Femininität pflegen, anstatt in künstlicher Breitbeinigkeit lautstark durch das Büro zu trampeln? Werden Frauen mit weichen Kommunikationsstärken nicht meist auch von Männern mit Respekt behandelt? Muss man bei eigener Büroerfahrung nicht all diese Fragen mit Ja beantworten?

## Jetzt ist Spar dran

Von Rico Bandle — Das Zürcher Schauspielhaus will kein Fastfood in seiner Nähe.

Vor zwei Jahren wehrte sich die Direktion des Zürcher Schauspielhauses vehement gegen den Einzug eines McDonald's-Restaurants im linken Gebäudeteil des Theaters am Zürcher Heimplatz. Der Aktivismus der Kulturleute, getrieben durch eine diffuse Mischung aus Amerika-Feindlichkeit und Globalisierungskritik (Stichwort: «McDonaldisierung der Welt»), löste auch bei vielen Sympathisanten des bedeutendsten Sprechtheaters der Schweiz bloss Kopfschütteln aus. Schauspielhaus-Direktorin Barbara Frey tat die Kritik an ihrem Vorgehen kurzerhand als «angestrenzte Polemiken» ab, sie sah sich und das Theater als Opfer «moralischer Ressentiments gegen die <Hochkultur>».

McDonald's verzichtete damals auf die Eröffnung der Filiale, die Fläche blieb lange leer, nun endlich wurde wieder ein Mieter gefunden – und wieder ist er dem Schauspielhaus nicht genehm. Das Theater hat Rekurs eingelegt gegen den Einzug einer Spar-Lebensmittel-Filiale, die in erster Linie auf die Bedürfnisse der Schüler aus den benachbarten Gymnasien ausgerichtet werden soll. Die Begründung für die erneute Ablehnung: Man Sorge sich um «Abfallentsorgung und Take-away-Konsum in unmittelbarer Nähe unseres Betriebs», schreibt das Theater in einer Mitteilung.

### Freiheit nur für sich selbst

Die bösen Schüler – notabene alles potenzielle Schauspielhaus-Besucher – lassen Abfall liegen, also sollen sie bitte schön wegbleiben! Der vermeintlich progressive Kulturbetrieb entlarvt sich als Ansammlung von Spiessbürgern.

Ein anderer Aspekt gibt allerdings noch mehr zu denken: Die traditionsreiche Kulturinstitution, die nur dank der Kunstfreiheit überhaupt funktionieren kann, will andere in ihrer Gewerbefreiheit einschränken. Dabei hat die Geschichte deutlich aufgezeigt: Das Recht auf die freie Rede ist unmittelbar mit dem Recht, frei wirtschaften zu können, verbunden. Die eine Freiheit ist ohne die andere nicht zu haben. Das Schauspielhaus fordert zu Recht, auf der Bühne das machen zu können, was es für richtig hält, auch wenn das vielen nicht gefällt. Anderen, die notabene im Gegensatz zum Theater die Miete für die Räume selber erwirtschaften, möchte es aber verbieten, in ihrer Nähe Take-away-Lebensmittel zu verkaufen. Angeblich, weil Schüler Abfall liegen lassen. Und so etwas kommt von Leuten, die sich sonst als besonders tolerant ansehen.



## Personenkontrolle

**Giroud, Sommaruga, Blocher, Leuenberger, Widmer-Schlumpf, Roth, Föhn, Noser, Fiala, ul-Haq, Burkhalter, Kerry, Schneider-Ammann, Biden, Maurer, Rumsfeld**

In der letzten Ausgabe berichtete die *Weltwoche* über das mediale Kesseltreiben gegen den Sittener Weinhändler **Dominique Giroud**, die fragwürdigen Recherchemethoden des Monopolsenders RTS und die fehlende Selbstkritik der Westschweizer Medien. Einen eindrücklichen Beleg für diese Thesen hat die Schweizerische Depeschagentur (SDA) gleich nachgeliefert. Wie diese am 20. Januar berichtete, soll das Bundesgericht Dominique Girouds Firma Château Constellation verboten haben, ihren Wein unter diesem Titel zu vermarkten, weil seine Kellerei gar kein Château (Schloss) sei. Fast alle Redaktionen nahmen die Meldung auf, natürlich ohne Giroud zu fragen. Der vermeintliche Scoop hat indes einen kleinen, aber wesentlichen Mangel: Er ist falsch. Das Urteil betraf gar nicht Girouds neue Weinfirma Château Constellation, die gemäss Bundesgericht ihren Namen sehr wohl behalten und auch auf die Etiketten drucken darf, sondern die Firma Caves des Combins SA, an der Giroud beteiligt ist, die aber die Bezeichnung Château gar nie verwendet und lediglich einen entsprechenden Antrag gestellt hat. (axb)

Migrationsministerin **Simonetta Sommaruga** (SP) präsentierte letzte Woche ihre Pläne zur Integration von Flüchtlingen. Als Anreiz für eine Erwerbsarbeit soll der Bund in Zukunft auf die Sonderabgabe verzichten, die Asylsuchenden automatisch vom Lohn abgezogen wird – zur Rückerstattung der Unkosten. Die geplante Änderung war im Bundesrat schon im Januar 2015 Thema. Damals wollte Sommaruga aber nicht bloss die Sonderabgabe, sondern auch die sogenannte Vermögenswertabnahme abschaffen. Ankommende Flüchtlinge müssen Bargeld und Wertsachen bis auf einen Freibetrag von tausend Franken abgeben. Die Oberzolldirektion im Finanzdepartement wehrte sich mit Händen und Füssen gegen eine Abschaffung. «Es sei stossend, den Asylsuchenden mutmassliches Deliktsgut in grösseren Beträgen zu überlassen», schrieb sie in einem Mitbericht. Die Kritik wirkte: Sommaruga schafft jetzt die Sonderabgabe ab, die Vermögenswertabnahme dagegen nicht – obwohl sie 2015 im Bundesrat ausführte, dass die Beibehaltung der Vermögenswertabnahme bei gleichzeitiger Aufhebung der Sonderabgabe nicht gerade wirtschaftlich sei. (hmo)



Das «Château» bleibt: Giroud.

Wenn alt Bundesrat **Christoph Blocher** (SVP) im Januar an der Albiggütli-Tagung der Zürcher SVP auftritt, sind die 1280 Tickets zu 75 Franken jeweils innert Stunden ausverkauft. Wenn alt Bundesrat **Moritz Leuenberger** als Moderator an einer Talkshow im Zürcher Bernhard-Theater auftritt, sind nicht nur die Preise um ein Vielfaches bescheidener; der harzige Billettverkauf muss auch noch kräftig mit Dumpingangeboten angekurbelt werden. Der dem früheren Verkehrsminister jederzeit gewogene *Tages-Anzeiger* verschleudert jetzt eine persönliche Carte blanche «gratis und exklusiv» zum *Tagi*-Abo. Und diese berechtigt zum Eintritt zu einem Preis von 15 statt 25 Franken. Merke: Es erweist sich als schwieriges Unterfangen, die Marke Leuenberger dem freien Markt auszusetzen. Das Inserat für den nachdenklichen SP-Mann mit Strohhut zeigt es so rot wie irgend möglich: Leuenberger ist heute nur noch mit 40 Prozent Rabatt zu vermitteln. (mö)

Das neue Finanzdienstleistungsgesetz, ein Prestigeprojekt von alt Finanzministerin **Eveline Widmer-Schlumpf** (BDP) und ihrem Chefjuristen **Daniel Roth**, gerät im Parlament auf abschüssiges Gelände. In der Wirtschaftskommission des Ständerats, wo das Ansinnen Anfang Woche diskutiert wurde, hat sich um Kommissionsmitglied **Peter Föhn** (SVP) eine Gruppe versammelt, die das Geschäft an den Bundesrat zurückweisen will. Normalerweise wäre dies problemlos möglich, denn SVP und FDP stellen eine knappe Mehrheit in der Kommission. Doch dem Vernehmen nach hakt es unter anderem beim Zürcher Ständerat **Ruedi Noser** (FDP). Er vertritt die Interessen derjenigen Banken, die das Gesetz bereits im voraus-eilenden Gehorsam umgesetzt haben. (fsc)

Ein seltsames Medienverständnis offenbarte Nationalrätin **Doris Fiala** (FDP) auf Tele Züri. Sie stritt mit dem Deutsch-Pakistani **Shams ul-Haq** über dessen beunruhigenden Bericht als Undercover-Journalist im Asylempfangszentrum Kreuzlingen. Ul-Haq hatte in der



Nicht gerade wirtschaftlich: Sommaruga.



Harziger Billettverkauf: Leuenberger.

*Sonntagszeitung* geschrieben, er sei dort sowohl Zeuge von Gewalt durch Sicherheitbeamte geworden als auch von islamistischen Aktivitäten und davon, dass Asylanten das Zentrum ungehindert in Richtung Deutschland verlassen konnten. Asylpolitikerin Fiala fühlte sich durch diese Aussagen offensichtlich betupft. Jedenfalls mäkelte sie pausenlos an ul-Haq Vorgehensweise herum. Es sei sehr wichtig zu wissen, erklärte sie etwa, ob ul-Haq «im Auftrag» gehandelt habe – nachdem dieser soeben erklärt hatte, als freier Journalist recherchiert und seine Story dann der *Sonntagszeitung* angeboten zu haben. In der Schweiz brauche man keinen Journalisten aus dem Ausland, «der uns mit dem Mahnfinger die grossen Lektionen erteilt», empörte sich Doris Fiala weiter. Dass die Medienfreiheit auch für ausländische Journalisten gilt, scheint sie übersehen zu haben. (are)

Bundesrat **Didier Burkhalter** (FDP) liess sich am WEF in Davos von US-Aussenminister **John Kerry** den Nacken massieren. Die Kommunikationsabteilung von Bundesrat **Johann Schnei-**





«Grosse Lektionen»: Ul-Haq (l.), Fiala.



Ausflug in die Gamer-Szene: Rumsfeld.



Finanzverteidigungsminister?: Maurer.

**der-Ammann** (FDP) verschickte nicht weniger als drei Communiqués: zu Schneider-Ammanns Treffen mit US-Aussenminister **Joe Biden**, zu Schneider-Ammanns Rede als Bundespräsident und zu Schneider-Ammanns WEF-Bilanz. Nur einer gab den «Partycrasher»: Der neue Finanzminister **Ueli Maurer** (SVP) sagte im Anschluss ans WEF, er habe in Davos eine gewisse «Gier» nach dem Finanzvermögen der Schweiz verspürt. «Man will dort Geld holen, wo es noch vorhanden ist.» Ist aus dem Verteidigungsein Finanzverteidigungsminister geworden? Die nächsten Monate werden es zeigen. (fsc)

**Donald Rumsfeld** hat eine völlig neue unbekannte Grösse gemeistert. Mit seinen 83 Jahren hat der frühere US-Verteidigungsminister seine erste App entwickelt. «Churchill Solitaire» ist eine, so Rumsfeld, «teuflich komplizierte» Version des Kartenspiels, die Winston Churchill zugeschrieben wird. Der Amerikaner erlernte sie von einem ehemaligen Vertrauten des Briten-Premiers. «Ich wollte nicht, dass das Spiel mit mir stirbt», erklärte «Rummy» seinen Ausflug in die Gamer-Szene. (ky)

## Nachruf



Humor, Weisheit, Leidenschaft: Jahrhundertzeuge Weidenfeld.

**Lord George Weidenfeld (1919–2016)** — Zu seinem 90. Geburtstag kamen die Freunde aus aller Welt ins Welschland, wo der britische Stararchitekt Sir Norman Foster neben seinem Château auf Säulen ein wundervolles, zeltähnliches Festgebäude errichtet hatte. Aus dem Boden ragten Apfelbäume, die riesige Geburtstags-tafel wand sich in S-Form durch den Raum. Am gemeinsamen Tisch sassen Politiker, Journalisten, Schriftsteller, Gelehrte, Musiker und Unternehmer. Es war, wie wenn ein Staatsoberhaupt oder das Mitglied einer Fürstenfamilie zur grossen Feier geladen hätte.

Ich habe George Weidenfeld als Chefredaktor der *Welt* in Berlin vor über zehn Jahren kennengelernt und ihn zuletzt vor gut einem Jahr in London zum Mittagessen getroffen. Seine Energie war beeindruckend, seine Belesenheit umfasste wie immer den aktuellen Forschungsstand in allen relevanten Fragen. Ihn beschäftigte der militante Islamismus, und bereits äusserte er sich sorgenvoll über die Migrationspolitik in der Europäischen Union.

Weidenfeld war ein Jahrhundertzeuge, ein wandelndes historisches Monument, in dessen Biografie sich die fiebrige Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts abbildete. Er wurde in Wien nach dem Ersten Weltkrieg geboren, erlebte den Zusammenbruch der Monarchien; er sah den Aufstieg der Nationalsozialisten, floh nach dem «Anschluss» nach Grossbritannien, wurde BBC-Journalist, wirkte als Kabinettschef von Chaim Weizmann an der Gründung

Israels mit, avancierte zum Verleger («Lolita»), wurde in den Adelsstand erhoben und betätigte sich bis zuletzt als politischer Brückenbauer zwischen Parteien, Religionen, Kontinenten.

Sein Leben war romanfüllender Stoff. Er konnte sich über die amerikanische Aussenpolitik mindestens so angeregt unterhalten wie über die Kunst, Frauen zu erobern. Auf Anfrage riet er augenzwinkernd zur Methode, bei schönen Frauen vor allem die Intelligenz und bei intelligenten Frauen vor allem die Schönheit zu loben. Er selber brauchte vier Anläufe, um die richtige zu finden. 1992 heiratete er die nicht minder faszinierende Annabelle Whitestone, die letzte Lebensgefährtin des Starpianisten Arthur Rubinstein.

Weidenfeld war erfüllt von Patriotismus für Grossbritannien und Israel, ein Freund Deutschlands und der USA, aber eben auch der Repräsentant eines Europa, das man nur noch aus Büchern kennt. Seine Wohnung in Chelsea war die prachtvolle Burg eines Gelehrten, der sich wegen seiner politischen Neigungen eher «als Römer denn als Grieche» bezeichnete. Weidenfeld hatte Humor, Weisheit und Leidenschaft. Bis ins höchste Alter bewahrte er Züge kindlicher Neugier. Obwohl kein Protestant, strahlte er die existenzielle Zuversicht eines Menschen aus, der grösste Katastrophen erlebt hatte und am Ende doch auch immer wieder sah, wie die Menschen ihr selbstgemachtes Unheil überwinden konnten. Er starb, überraschend, letzte Woche in London. *Roger Köppel*

# Früchte des Zorns

Von Urs Gehriger — Donald Trump ist auf Kurs. Vor den ersten Vorwahlen in Iowa führt er das Feld der Republikaner an. Trump ist schlauer als seine Kritiker und cleverer als seine Parteibosse, die verzweifelt versuchen, ihn auszubremsen.

Als Clown, Bulldozer, Hassprediger hat man Donald Trump karikiert. Es sind Etiketten der Ratlosigkeit. Apokalyptische Verzerrung hilft nicht, das Phänomen zu verstehen. Wer Trumps Auftritte genau beobachtet, ihm zuhört und liest, was er schon vor Jahren geschrieben hat, entdeckt einen ausgeprägten Instinkt fürs Volk. Und eine raffinierte Taktik, mit der er den Grund für seine Popularität legt.

Trump provoziert! Das ist seine augenfälligste Eigenschaft. Er tut es auf brachiale Weise, und meistens in Form eines Angriffs. Doch er greift nicht bloss an, er beleidigt. Amerika wird von «stupider Führung» und «schrecklichen Leuten» regiert. Und über die Anwärterin der Demokraten sagt er: «Wenn Hillary Clinton ihren Mann nicht befriedigen kann, wieso glaubt sie, dass sie Amerika befriedigen kann?» Beispiellos sind derartige Verbalattacken in der Geschichte des amerikanischen Präsidentschaftswahlkampfes. «Ist's Wahnsinn auch», neigt man mit Shakespeares Hamlet zu sagen, «so hat es doch Methode.»

## «Die Welt ist ein Dschungel»

Trump variiert seine Angriffstaktik wie ein Trapper. Einmal ist er Kopfjäger, der sich sein Opfer gezielt aussucht. Megyn Kelly von Fox News zum Beispiel: «Aus ihren Augen kam Blut, Blut kam aus ihr heraus ... wo auch immer», sagte Trump unter Anspielung auf den Menstruationszyklus. Dann geht er über zum Überraschungsangriff (*hit and stun*), bricht mit dem traditionellen Wahlkampfverhalten und knöpft sich einen Konkurrenten wie Rand Paul vor, der abgeschlagen am Ende der Umfrageskala dümpelt. So spontan er austeilte, Trumps Angriffe sind selten unüberlegte Hüftschüsse. Oft wirft er Köder mit Widerhaken aus, will heissen: Er provoziert derart, dass der Attackierte zu einer Reaktion genötigt wird, die ihn erst recht in die Bredouille bringt. So bezichtigte er George W. Bush indirekt der Mitschuld an den Anschlägen vom 11. September 2001. Bruder Jeb sah sich genötigt, die Familienehre zu retten – und liess sich von Trump in den Treibsand jagen.

Erst recht keinen Spass versteht Trump, wenn er selbst angegriffen wird. «Wenn jemand Ihnen wehtut, dann sollten Sie so hart und gewaltsam zurückschlagen, wie Sie können.» Dauernd müsse man auf der Lauer sein, empfiehlt er in seinem Buch «Wie man reich wird» (2004). «Möglicherweise will Ihnen so-

gar Ihr bester Freund Ihre Frau und Ihr Geld abjagen. [...] Die Welt ist ein Dschungel.»

Seit Trump in den Ring gestiegen ist, schlägt er sich als Einzelkämpfer. «Wie hält das einer aus?», mag man sich bisweilen fragen. Immer wieder löst er mit einer neuen Provokation einen Vulkanausbruch aus und marschiert durch den Lavastrom zur nächsten Attacke.

«Ich bin ein hartnäckiger Optimist», so Trump in seinem Reichtums-Ratgeber. «Vor langer Zeit habe ich gelernt, dass ich meine Produktivität enorm steigern kann, wenn ich negative Gefühle aller Art so schnell wie

## Trump ortet die blanken Nerven und heissen Themen mit traumwandlerischer Sicherheit.

möglich loswerde. [...] Früher musste ich solche Empfindungen mental abschalten. Heute prallen sie einfach an mir ab.»

Trump weiss: Kampf allein reicht nicht zum Sieg. Erst wenn man darüber spricht, holt man die Trophäe. Also gilt es mit jedem Schlag, sich im Gespräch zu halten. Für seine Strategie hat sich Trump das schlagkräftigste Wahlkampfteam angeheuert: den gesamten Medientross. Jeder Pieps wird registriert. Manchmal reicht allein das Gerücht, Trump werde sich zu Wort melden, um die Medien in Ekstase zu versetzen. Mit seinen Provokationen hat er die Kamera stets auf sich. Die Medien lieben Trump, sie sind richtig süchtig nach ihm. Und je mehr sie über ihn berichten, desto solider wird sein Rückhalt im Volk – egal, wie negativ die Schlagzeilen lauten. «Trump diffamiert Frauen» – seine Werte steigen. «Trump bezeichnet Mexikaner als Vergewaltiger» – seine Werte steigen. «Trump fordert ein totales Einreiseverbot für Muslime» – seine Werte steigen. Die Welt rätzelt: Wie um Himmels willen schafft er das?

Trump hat sein Imperium mit Immobilien geschaffen, einer Industrie, die permanente Verhandlungen erfordert. «Kenne dein Gegenüber», lautet die wichtigste Voraussetzung für einen erfolgreichen Deal. Trump kennt sein Publikum, er ortet die blanken Nerven und heissen Themen mit traumwandlerischer Sicherheit. Er weiss, was Menschen umtreibt und wie sie denken. Und er weiss, wie er sie für sich gewinnen kann.

Sein Schlüssel ist die Kommunikation. Er spricht die Sprache der Strasse, wirkt dabei



«Eine kleine Übertreibung schadet nie»: Trump.





«echt» und «menschlich» und verkörpert damit das genaue Gegenteil des aalglatten Politikers, der seine Worte temperiert und hinter der Maskerade der Seriosität an Kontur verliert. Wichtige Botschaften wiederholt er und krallt sich so im Hirn des Zuhörers fest. Entscheidend seien Geschichten, sagt Trump. «Die Menschen mögen Geschichten und behalten sie im Gedächtnis.» Sie müssten spannend und unterhaltend sein, und man müsse sie lustvoll vortragen. «Du kannst den Wählern nicht mit Langeweile die Stimme abknöpfen.»

Ganz offensichtlich hat Trump Spass an seinem eigenen Theater, und er hört sich auch gerne zu. Sein Motor ist sein Ego. Trump hat ein Riesenego und steht dazu. «Zeigen Sie mir einen Menschen ohne Ego, und ich zeige Ihnen einen grossen Verlierer.» Ego ist gut, lautet sein Mantra. «Es ist das Zentrum unseres Bewusstseins und vermittelt uns den Sinn und Zweck unserer Handlungen.»

### Zerfall von Macht und Einfluss

Ein Kollege verglich Trump neulich mit Muhammad Ali. «Ich bin der König der Welt», protzte der legendäre Champ und lähmte mit seiner Klappe die Konkurrenz, bevor sie in den Ring stieg. Trump sieht sich eher in der Tradition von Elvis. «Seine Konzerte waren ein einziges Geben und Nehmen.» Was war das Geheimnis des King? «Manche nennen es Charisma. Ich nenne es: das Publikum einbeziehen und ihm geben, was es erwartet.»

Was erwartet das Publikum? Was bietet Trump besser an als jeder andere Politiker? Es ist das Gefühl von Grösse, Geltung Kraft. Nach sechzehn Jahren Bush und Obama sind viele Amerikaner gelähmt von der Angst des drohenden Untergangs. «Zerfall» ist der sonore Basston des Vorwahlkampfes 2016 und liefert die Erlösermelodie: «Make America Great Again».

Mit dieser Heilsbotschaft spreche er besonders die «Middle American Radicals» an, kurz MARS, schreibt Schriftsteller John B. Judis aus Washington. MARS seien entfremdete Amerikaner der unteren Mittelklasse, welche schwer einer Partei zuzuordnen seien. Sie vertreten rechte Ansichten, was Rasse, Kriminalität und Armut betrifft. Beim Big Business, bei der Einkommensgleichheit und den Renten hingegen stünden sie eher links, viele von ihnen seien sogar «ingeschriebene Demokraten».

Von zentraler Bedeutung bei den MARS sei der «Nationalismus». Seit Bush erleben sie den Zerfall von Macht und Einfluss auf dem Globus. Seit Obama fühlen sie sich enturzelt im eigenen Land, wo die Ehe nicht mehr allein für Mann und Frau reserviert ist, wo Migranten in Millionestärke über die Südgrenze einwandern. Ihnen gemeinsam ist: Sie wollen ihr Land zurück. Wie, war nie ganz klar, bis Donald Trump am Horizont auftauchte.

Doch das Trump-Fieber reicht über die MARS hinaus. Gemäss einer Studie des Umfrageinstituts Pew vom letzten November liegt das Vertrauen in die Regierung auf einem historischen Tiefpunkt (19 Prozent). Und mehr als 70 Prozent sind überzeugt, dass weder Demokraten noch Republikaner Amerika vor dem Fall retten werden.

«Wir haben eine schweigende Mehrheit in diesem Land, die sich verarscht fühlt», so Trump. In Trump hat sie ihre Stimme gefunden. «Er ist unser Megafon», sagt ein Anhänger bei einer Trump-Rede. Nach den Gründen des langen Schweigens gefragt, meint er gegenüber National Public Radio: «Weil man uns den Mund verboten hat. Die ganze Political-Correctness-Kultur ist ausgeartet.» Man könne den Job verlieren, angeklagt werden, bloss wegen einer nichtigen Bemerkung.

«Trump ist eine Art Frontalangriff auf diese Unkultur; er redet, aus seiner Sicht, fröhlich inkorrekt», sagt NYT-Kolumnist Thomas L. Friedman im Interview mit der *Weltwoche* (S. 20). «Er hat enorme emotionale Intelligenz. Seine direkte Art zu reden, das Unverblühte, Unverfälschte, kommt an.»

Aber bietet Trump auch Lösungen an? Sagt er, wie er die zehn Millionen Illegalen wieder aus dem Land schaffen will? Wie er die Arbeitsplätze aus China zurückholen will? Mit welcher Strategie er den IS vernichten will? «Ich darf es nicht sagen, denn es ist ein Geheimnis», antwortet der Neo-Politiker. Nein, Trump bietet bis dato keine Lösungen an. Trump bietet sich selbst an. Er verweist auf seine Kraft und seinen Willen. «Ich bin stark, ich bin erfolgreich, ich bin clever, ich bin schön, ich werde es richten.»

Für seine Anhänger reicht das. Sie vertrauen auf die Brillanz des Businessman, immerhin hat er ein Vermögen von über zehn Milliarden

---

**«Ich bin stark, ich bin erfolgreich, ich bin clever, ich bin schön, ich werde es richten.»**

---

gescheffelt – behauptet der Tycoon selbst. Das dürfte übertrieben sein (siehe Seite 17). Auch dies ist Teil der Trump-Taktik. Er habe gelernt, «ein bisschen unverschämt» zu sein, schrieb er in seinem Buch «The Art of the Deal» (1987). «Eine kleine Übertreibung schadet nie. [...] Die Leute wollen glauben, dass etwas das Grösste und das Grossartigste und Spektakulärste ist.»

Ist Donald Trumps Versprechen, das Land zu retten, auch eine «ehrlich gemeinte Übertreibung»? Oder ist die Präsidentschaft bloss die Königstrophäe eines überambitiosen Spielers? Trumps Mission «Weisses Haus» sei aufrichtig, sein Patriotismus sei echt, sind Fans überzeugt. «Sein Geschäft sind Immobilien, und Immobilien können nicht ins Ausland ausgelagert werden», sagt die streitbare

Kolumnistin Ann Coulter. «Seine Flagge steckt in diesem Land. Wenn Amerika untergeht, geht auch sein Imperium unter.»

Trumps Plädoyer für eine starke Verteidigung jedenfalls ist seit langem verbrieft. Nach seinen Prioritäten gefragt, sollte er eines Tages ins Weisse Haus einziehen, sagte Trump im Gespräch mit dem *Playboy* 1990: «extreme militärische Stärke». Ein Präsident Trump «würde niemandem trauen. Er würde den Russen nicht trauen, er würde unseren Alliierten nicht trauen, er würde ein riesiges militärisches Arsenal anschaffen.»

Damals neigte er allerdings noch den Demokraten zu. Heute beteuert er, sein Herz schlage einzig und allein für die Republikaner. In einem cleveren Schachzug legte er früh ein Gelübde auf die Partei ab. Wiederholt hat er bestätigt, nur als Republikaner die Präsidentschaft anzustreben oder gar nicht. Das müsste die Partei eigentlich beruhigen, denn ein «wilder» Kandidat Trump würde den Sieg der Demokraten garantieren. Doch mit anhaltendem Höhenflug des Querulanten wird das republikanische Establishment an den Rand der Verzweiflung getrieben.

### «Dann bricht der Damm»

Derart gross ist die Angst, dass man nun nach einer Notbremse greift. «Gegen Trump» titelte das Hausblatt der republikanischen Elite, *National Review*, letzte Woche und versammelte in einer Sondernummer 22 prominente Denker, die in einer Art Wählerbeschwörung vor den Gefahren des Immobilien-Tycoons warnen. Trump dürfe nicht ins Oval Office. Zu hoch sei das Risiko, zu gross der Preis. «Im Namen des Populismus tritt er das Werk von Generationen mit Füßen, roh und achtlos wie <The Donald> selbst.» Kein echter Konservativer sei er, sondern «ein philosophisch treibender politischer Opportunist».

Wie reagiert Trump? Cool, als hätte ihn eine Mücke gestochen. «Sehr wenige Leute lesen die *National Review*, denn sie weiss bloss zu kritisieren, aber nicht zu führen», twitterte er.

Trump hat recht. Der Grand Old Party ist der Kompass abhandengekommen. Wenn Trump tatsächlich das Debakel ist, als das man ihn darstellt, dann müsste nun der Schulterschluss folgen. Die Kandidaten des Establishments – Bush, Rubio, Kasich und Christie – haben zusammen zehn Prozent mehr als der Störenfried. Doch statt sich auf einen Anti-Trump-Kandidaten zu einen, herrscht «Bürgerkrieg».

Zieht die Partei Abraham Lincolns also mit Donald Trump ins Weisse Haus? Noch klingt das für viele absurd, aber die Vorstellung wird von Tag zu Tag realer. Wenn Trump in Iowa überzeugend gewinne, «dann braucht es bloss einen etablierten Senator, der ihn zur Wahl empfiehlt», sagt Charles Krauthammer, Urgestein der konservativen Meinungsmacher. «Dann bricht der Damm.» ○



# Die Zehn-Milliarden-Dollar-Frage

Von Florian Schwab — Donald Trump ist als Geschäftsmann nicht so erfolgreich, wie er glauben machen möchte. Sein Lebensprinzip in Business und Politik lautet: ein grosser Bluff zur rechten Zeit.



Wittert immer eine Chance: Trump, 1988.

*Ich sehe besser aus, wenn ich zehn Milliarden habe, als wenn ich vier Milliarden habe.*

Donald Trump

Als Präsident möchte er «das amerikanische Volk reich machen», sagt Donald Trump und spielt damit auf seine Unternehmerqualitäten an. Doch wie vermögend hat der Kandidat über die Jahre sich selbst gemacht? Darüber findet eine erbitterte Auseinandersetzung statt. Sie ist für den betriebswirtschaftlichen Leistungsausweis des Kandidaten relevant. Trump selbst misst sich an der Zehn-Milliarden-Dollar-Marke. Immer wieder führt er diese Zahl ins Feld. Seine Steuererklärung von 2014 weist ein Vermögen von 8,7 Milliarden US-Dollar aus.

Recherchen von Wirtschaftsmedien zeigen indes, dass Trumps Nettovermögen vermutlich deutlich kleiner ist. Das Nachrichtenunternehmen Bloomberg veranschlagt ihn bei 2,9 Milliarden, *Forbes*, das die Liste der 400 reichsten Amerikaner publiziert, sieht ihn mit 4,5 Milliarden auf Platz 125. Trumps Vermögen in absoluten Zahlen wäre also mit jenem der Familie Blocher oder mit Thomas Schmidheiny (Holcim) vergleichbar. Hierzulande wäre er, nimmt man die Reichsten-Liste der *Bilanz* zum Massstab, zirka auf Platz dreissig.

Die Diskrepanz zwischen Trumps eigener Darstellung und den Einschätzungen jener, die

nachrechnen, kommt aufgrund von unterschiedlichen Bewertungen seiner Vermögensbestandteile zustande. Schwierig zu bewerten ist beispielsweise der Trump Tower an der New Yorker 5th Avenue – eine Immobilie an absoluter Toplage. Bloomberg schätzt diese auf 550 Millionen US-Dollar (abzüglich Hypothekarschulden). Trump: «Es ist ganz einfach. Wenn ich fünf Leute wegen des Trump Tower anrufe und sage, dass ich zwei Milliarden will, dann habe ich in zehn Minuten die Checks auf dem Tisch.» Trump selber bewertet den Marken-

## Trump's Vermögen in absoluten Zahlen wäre also mit jenem der Familie Blocher vergleichbar.

wert seines Namens mit 3 Milliarden US-Dollar – so viel betrug im Jahr 2012 die kombinierten Wahlkampfausgaben aller Kandidaten.

Woher kommt überhaupt Trumps Vermögen? Im Jahr 1974 erbt er von seinem Vater ein Immobilien-Portfolio im Wert von 40 Millionen US-Dollar, was in heutiger Kaufkraft rund 200 Millionen US-Dollar entspricht. Trump hat also im Verlauf von vierzig Jahren sein Vermögen mehr als verzehnfacht. Kritiker wenden ein, dass er damit weit hinter Unternehmern wie Bill Gates oder Warren Buffett zurück-

bleibt, die innert kürzerer Zeit deutlich spektakulärere Zugewinne verzeichnet haben. Ein Kommentator mäkelte gar, dass Trump heute ungefähr gleich vermögend wäre, wenn er die 40 Millionen Mitte der siebziger Jahre einfach in den Aktienindex S & P 500 investiert hätte.

Doch Trump hat sein Vermögen in hochrisikanten Geschäftsfeldern vermehrt: Gewerbeimmobilien, Casinos, Freizeit, Unterhaltung, Haifischbecken, in denen man als unbedarfter Zeitgenosse rasch untergehen kann – das Schicksal vieler Grosserben. Trump hingegen hat sich behauptet. Lustvoll bewegt er sich im harten Geschäft. Ein grosser Bluff zur rechten Zeit, das ist eine seiner Spezialitäten. Samuel LeFrak, ein Immobilientycoon und Herr über ein Vermögen von sieben Milliarden Dollar, sagt über Trump: «Er läuft jetzt wie ein Pfau herum, aber morgen ist er ein Staubwedel.»

## Rechtzeitig den Stecker ziehen

Das Dasein als vor Reichtum strotzender Immobilientycoon ist für Trump Lebenseinstellung: «Das wahrhaft Aufregende ist *to play the game*.» Mit allem Guten und weniger Guten. So spielt Kandidat Trump erfolgreich die nationalistische «Buy American»-Karte und verflucht chinesische IT-Hersteller, während der Tycoon die Accessoires seiner Bekleidungsline in China fertigen lässt. Trump wittert immer eine Chance. Wenn es einmal schiefgeht, dann zieht er den Kopf raffiniert aus der Schlinge. Über die Jahrzehnte haben vier seiner Firmen Gläubigerschutz angemeldet, darunter ein Casino in Atlantic City, das er seit frühen Tagen besitzt, und das luxuriöse «Trump Plaza»-Hotel, das ihm ein paar Jahre lang gehörte. Investoren und Banken verloren Geld. Trump stand wieder auf.

Das einzige Geschäftsfeld, in dem Trump systematisch versagt, ist die Kommerzialisierung seines Namens in Massengeschäften, von denen er nichts versteht. Dies zeigt eine Aufstellung des *Time Magazine*. 1988 kaufte er eine Fluggesellschaft, die er vier Jahre später zumachen musste. 2006 lancierte er den Trump-Vodka unter dem Slogan «Success Distilled» (*made in the Netherlands*, übrigens), um damit «seine Freunde von Grey Goose» auszustechen. Fünf Jahre später stoppte er die Produktion. Auch das 2007 gegründete *Trump Magazine* stellte er nach einhalb Jahren ein. Wenn Trump eine für einen Unternehmer unverzichtbare Eigenschaft hat, dann ist es diese: erfolglosen Projekten rechtzeitig den Stecker zu ziehen und woanders weiterzumachen.

An diesem Punkt des Projekts Präsidentschaft ist Trump, der in Umfragen nach Prozenten zweistellig vor den anderen republikanischen Bewerbern liegt, noch lange nicht. Ein Sieg bei der Präsidentschaftswahl – das wäre das erste Mal, dass der Name Trump im Massengeschäft so richtig ziehen würde. Er würde vermutlich noch am selben Tag seinen Markenwert um ein paar Milliarden nach oben korrigieren. ○



# Das Führerinnenprinzip

Von Wolfgang Koydl — An der Spitze vieler populistischer Bewegungen in Europa stehen Frauen. Ihre politische Urmutter ist Sarah Palin. Es ist kein Zufall, dass sich Donald Trump nun ihrer Unterstützung versichert hat.



Erfüllt alle Bedingungen: US-Politikerin Palin.

Scott Adams ist ein Mann mit vielen Talenten. Ursprünglich Hypnotiseur, wurde er weltbekannt als Schöpfer der Comicfigur Dilbert. Nun seziert er in seinem Blog Präsidentschaftsbewerber Donald Trump. Nicht weil er politisch ein Fan von ihm wäre. Adams bewundert die geradezu hypnotischen Qualitäten, mit denen der «Master Persuader», der meisterhafte Verführer, Wähler, Medien und Konkurrenten am Nasenring herumführt.

Adams hält das Phänomen Trump für ein Zeichen der Infantilisierung der amerikanischen Politik, und Trump spielt dabei die Vaterfigur. «Du weißt doch noch, wer «Dad» war», erinnert er seine Leser. Dieser peinliche Volltrottel mit den unsäglichen Ansichten. Aber leider habe er oft recht behalten. Das Vaterbild wird sich, so Adams, verstärken, falls Trump gegen «Mom» antritt: Hillary Clinton. Mütter, beeilt der Karikaturist sich zu versi-

chern, seien schon auch wichtig: für ein Sandwich oder eine Streicheleinheit. «Aber wenn es nachts unten im Haus komische Geräusche gibt, dann sollte sich schon Dad den Baseballschläger schnappen und nachsehen.»

An dieser Analyse ist vieles richtig, aber offensichtlich nicht alles. Denn auch Macho Trump hielt es offenbar für nötig, eine Frau an seine Seite zu holen, die verschiedene Voraussetzungen erfüllen musste: Tough musste sie sein, doch gleichzeitig weiblich genug, um Sex-Appeal auszustrahlen. Ausserdem brauchte sie ein flottes Mundwerk und ein schlichtes, aber festgefügtes Weltbild.

Sarah Palin, Ex-Gouverneurin von Alaska und Vizepräsidentschaftskandidatin des Kriegshelden John McCain, erfüllte alle Bedingungen: Sie geht schon mal mit auf Bärenjagd, doch ihr Foto hängt als Pin-up in mancher Junggesellenbude. Sie hat dezidierte Überzeu-



Grosse Geste: Le Pen, Frankreich.



«Handwerkerin» der Politik: Szydlo, Polen.



Reagan als Vorbild: Jensen, Norwegen.

gungen, weiss, wo's langgeht, und hat oft die Hosen an. Dennoch nimmt man ihr ab, wenn sie sagt, dass die vornehmste Rolle einer Frau an der Seite ihres Mannes daheim bei ihrer Familie sei.

Ein amerikanisches Phänomen ist die 51-Jährige schon lange nicht mehr. Auch in Europa ist die Zeit harter, charismatischer Frauen angebrochen, die rechtspopulistische Parteien und Bewegungen anführen. Das liegt nicht nur daran, dass ihnen die Grosswetterlage in einem von Glaubwürdigkeitsverlust, Zukunftssorgen und Migranten verunsicherten Europa den Wind in die Segel bläst. Nicht minder wichtig ist, dass sie erzkonservative Ansichten bis weit in die Mitte der Gesellschaft hinein und nicht zuletzt bei weiblichen Wählern akzeptabel machen. Dad mag mit seinem Baseballschläger recht martialisch wirken. Aber vertrauen tut man eher Mom.



### Marine Le Pen, Frankreichs neue Marianne

— Ein Bild passt wohl am besten zum Selbstverständnis der 47-jährigen Chefin des Front national: Eugène Delacroix' Gemälde «Die Freiheit führt das Volk». Wie eine griechische Göttin stürmt Marianne, die Symbolfigur der Grande Nation, über die Barrikaden eines morschen Systems hinweg zum Sieg. Grosse Geste, grosser Auftritt, grosses Ziel – das ist auch Le Pens Ansatz, schliesslich sieht sie sich als Frankreichs Retterin, teils Marianne, teils Jeanne d'Arc.

Tatsächlich winkt ihr von allen europäischen Populistinnen der grösste Preis: das Amt des französischen Präsidenten. Seit sie 2011 den Parteivorsitz von ihrem Vater Jean-Marie übernommen hatte, eilte sie von Erfolg zu Erfolg. Sie entgiftete den Front national von antisemitischem und rassistischem Hautgout und machte ihn für viele Franzosen wählbar. Den Preis bezahlte unter anderem ihr Vater: Sie servierte ihn kaltblütig ab und beförderte ihn aufs Altenteil.

### Frauke Petry, der eiserne Schmetterling

— Nicht minder skrupellos eroberte die 40-jährige Dresdnerin den Vorsitz der Alternative für Deutschland (AfD). Ihr Opfer war ihr politischer Ziehvater, der glücklos agierende Parteigründer Bernd Lucke. Er hat bis heute nicht verstanden, geschweige denn verwunden, wie diese zierliche Frau ihm sein Lebenswerk raubte und ihn dann kühl ausbootete. Ausser politischem Instinkt bewies Petry auch grösseren Weitblick. Anders als Wirtschaftsprofessor und Euro-Gegner Lucke erkannte sie im Migrantensproblem das kommende grosse Thema. Die Ereignisse gaben ihr recht: In bundesweiten Meinungsumfragen liegt die AfD heute bei über zehn Prozent. In manchen Bundesländern ist sie drittstärkste politische Kraft.

### Tatjana Festerling, das Flintenweib

— Sie ist die Frauke Petry fürs Grobe. Die hochgewachsene Werbekauffrau begann als Gründungsmitglied der Hamburger Sektion ebenfalls in der AfD, brach aber mit der Partei, nachdem sie eine Demonstration von Hooligans gegen radikale Islamisten (Hogesa) gelobt hatte. Rasch fand die 51-Jährige ihren Weg zur Dresdner Pegida. Bei den «Patriotischen Europäern gegen die Islamisierung des Abendlandes» wurde sie mit kernigen Sprüchen und ausgewiesener Redetalent rasch zum eigentlichen Gesicht der Bewegung und drängte den im Umgang mit der Öffentlichkeit autistisch agierenden Pegida-Gründer Lutz Bachmann in den Hintergrund. Bei den Oberbürgermeisterwahlen von Dresden erreichte die Zuzügerin aus Hamburg aus dem Stand knapp zehn Prozent der Stimmen.

### Pia Kjaersgaard, die vermeintlich nette Oma

— Auch mit 68 Jahren sieht sie noch wie ein

unschuldiges kleines Mädchen aus. Aber der Eindruck der netten Oma täuscht. Kaum jemand hat die dänische Politik mehr verändert als die gelernte Haushaltshilfe – und dies, ohne mit ihrer Dänischen Volkspartei je an einer Regierung beteiligt gewesen zu sein. Ihr Rezept: Sie unterstützte Minderheitskabinette im Parlament. Jede Zustimmung liess sie teuer bezahlen – mit Verschärfungen der Ausländerpolitik.

Heute verfolgt kaum ein anderer EU-Staat eine härtere Gangart gegen Migranten als Dänemark. Einen Ministerposten bekleidet die volksnahe Kjaersgaard noch immer nicht. Stattdessen wurde sie letztes Jahr Parlamentspräsidentin.

### Siv Jensen, blondes Gift aus dem Norden

— Auch sie beerbte eine politische Vaterfigur, wengleich mit dessen Segen. In der 28 Jahre währenden Amtszeit von Carl I. Hagen galt die rechtskonservative Fortschrittspartei stets als Schmuttelkind der norwegischen Politik, mit der keine andere Kraft etwas zu tun haben wollte. Doch als die ledige 46-Jährige – Kennzeichen: platinblondes Haar und rauchige Reibeisenstimme – 2006 den Vorsitz übernahm, machte sie die Partei nicht nur zur zweitstärksten Kraft im Land, sondern führte sie auch in eine Koalitionsregierung. Jensen, die Ronald Reagan und Margaret Thatcher als

### Auch Macho Trump hielt es offenbar für nötig, eine Frau an seine Seite zu holen.

Vorbilder nennt, hatte ein einfaches Rezept: hart in der Sache – vor allem gegen Islamisten und Migranten –, aber konzilient in Ton und Auftreten.

### Beata Szydlo, Hausfrau und Handwerkerin

— Die polnische Regierungschefin ist neu im Kreis der prominenten Populistinnen. Die 52-jährige frühere Kulturfunktionärin führt die konservative Partei «Recht und Gerechtigkeit» (PiS) zwar nicht an. Aber deren Chef Jaroslaw Kaczynski hat Szydlo ins Rampenlicht gerückt, weil sie der Partei ein freundliches, vertrauenswürdiges Gesicht gibt. Die Mutter zweier erwachsener Söhne hat das Image einer bodenständigen Hausfrau und nennt sich selbst bescheiden eine «Handwerkerin» der Politik.

Das heisst nicht, dass man ihre politischen Qualitäten unterschätzen sollte. Bei ihrem jüngsten Auftritt vor einem auf Kritik gebürsteten Europaparlament liess sie sich nicht unterkriegen. Daheim in Polen lieferte sie letztes Jahr ihr Meisterstück, als sie den Präsidentschaftswahlkampf ihres aussichtslosen Parteifreundes Andrzej Duda leitete und ihn zum Sieg führte. ○

## Fernsehkritik

# «Tronald Dumb»

## Florian Schwab – SRF drischt auf den republikanischen Kandidaten ein. Wozu bloss?



«10 vor 10»-Moderator Arthur Honegger.

Im Inland steht SRF unter Beobachtung. Die Gebührenzahler verlangen, dass zumindest der Schein der Überparteilichkeit gewahrt bleibt. Solche Fesseln gibt es in der Berichterstattung über das Ausland weniger. Und so versteht der Schweizer Staatssender die Kandidatur des polarisierenden Donald Trump als Einladung, lustvoll auf alles einzudreschen, was er von Herzen verabscheut.

Die «Rundschau» von letzter Woche: Düster raunt Sandro Brotz in der Anmoderation des Kandidaten-«Psychogramms», ein Mann wie Donald Trump als US-Präsident – «das muss man erst mal setzen lassen». Es sei «wirklich beunruhigend, dass er eine Chance haben könnte». So vorgespurt, werden der Kandidat und sein Lager als Finsterlinge und nahezu als Psychotiker porträtiert. Bei einem Auftritt Trumps versucht eine Gruppe von Demonstranten, den Kandidaten niederzuschreien. Die Trump-Gegner protestieren «lautstark für Toleranz», heisst es im Fernsehbeitrag, um im gleichen Satz zu beklagen, dass die Schreihälsen von Trumps Anhängern «ausgebuht» werden.

Einen weiteren Tiefpunkt lieferte bereits im Dezember die Sendung «10 vor 10». In einem Beitrag über Trump kamen ausschliesslich Gegner zu Wort, die ihn unter anderem als «gnadenlos selbstverliebt» und «unwürdig», ja als «faschistischen Demagogen» brandmarken durften. Neugier auf die politischen Beweggründe von Trump und seinen Unterstützern? Fehlanzeige. Die Frage, ob Trump hier oder dort recht haben könnte, wird nicht gestellt.

Stattdessen spottet «10 vor 10»-Anchorman und Ex-Amerika-Korrespondent Arthur Honegger auf Twitter über «Tronald Dumb». Die sprungbereite Feindseligkeit der Schweizer Fernsehleute steht im Widerspruch zu ihrer Bedeutungslosigkeit im epischen Wahlkampf. Sie fällt auf die Absender zurück. ○

## «Ein Schuss blanker Rassismus»

Von Roger Köppel und Tanja Demarmels (Bild) — Am Davoser Weltwirtschaftsforum treffen wir Thomas L. Friedman zum Gespräch. Der renommierte US-Publizist ist stolz auf Obama, Trump hält er für gefährlich und die EU für die «langweiligste Organisation der Welt».

Kürzlich kürten wir Thomas L. Friedman, 62, dreifacher Pulitzerpreisträger, Starschreiber der *New York Times*, zu einem der einflussreichsten Denker des letzten Jahres. Der berühmte Reporter und Bestseller-Autor («Die Welt ist flach») bereist seit Jahrzehnten die Welt und macht sie zum Gegenstand scharfsinniger und stets von einer gewissen existenziellen Heiterkeit durchwirkter Diagnosen. Am World Economic Forum letzte Woche in Davos trat Friedman als Leiter zahlreicher Podien und Diskussionsrunden in Erscheinung.

Wir trafen den Hellsichtigen im Hotel «Waldhuus» zum Gespräch über die US-Präsidentenwahlen, Donald Trump und die von Friedman eng begleitete Krisenregion Nahost. Er zeichnet eine positive Bilanz des abtretenden Staatsoberhaupts Obama, während er davor warnt, den Kandidaten Trump, den er kritisch sieht, als Dummkopf zu unterschätzen. Obamas letzte und wichtigste Priorität sei jetzt die Hilfeleistung an die von Migrationsströmen bedrängte Europäische Union («Ich bin EU-Fan»). Den Nahen Osten sieht er in den grössten Turbulenzen seit Jahrzehnten.

Friedman gesteht ein, dass die Feldzüge der Amerikaner im Irak und in Afghanistan wie auch die Diktatorenstürze in Nordafrika von falschen Annahmen und übertriebenen Erwartungen ausgingen. Er plädiert heute für eine bescheidenere Aussenpolitik, die sich damit zufriedengibt, Ordnung vor Demokratie zu setzen. Anständige Regierungen seien im Nahen Osten anzustreben, nicht unbedingt demokratische, lautet sein Fazit. An seinem Land irritieren ihn die Denkverbote der Political Correctness.

**Mister Friedman, Donald Trump führt seit Monaten in den Umfragen, trotz seiner verbalen Entgleisungen. Warum folgen Millionen Amerikaner dem Selfmademilliardär?**

Wir stehen mitten in einem beschleunigten Wandel von Technologie, Klima und Gesellschaft. Als Präsident Obama sein Amt antrat, war der Begriff Ehe für heterosexuelle Paare reserviert. Jetzt, da er seinen Posten verlässt, bezeichnet die Ehe den Bund zwischen irgendwelchen zwei Menschen, die sich lieben. Es gab massive Änderungen, und viele normale Amerikaner fühlen sich in dieser Welt nicht mehr richtig verankert. Dann kommt Trump,

durchschneidet alle Komplexität, sagt, die Sache sei eigentlich ganz einfach, bezeichnet die da oben als Dummköpfe und behauptet, er kenne die Lösung. Er sagt und meint es wörtlich: «Ich baue einen Schutzwall gegen die bedrohlichen Veränderungen!»

**Trump spricht von einer «schweigenden Mehrheit», die sich missbraucht fühle. Ein Trump-Anhänger sagte kürzlich in einem Interview: «Wir schweigen, weil man uns das Reden verbietet. Die ganze Political Correctness in den USA ist ausser Kontrolle geraten.»**

Der Mann hat recht. Viele Leute haben Angst, ihre Meinung zu äussern. An den US-Universitäten verschärft sich die Political Correct-

**«Trump spürt, dass die Leute genug haben. Er hat eine enorme emotionale Intelligenz.»**

ness seit Jahren. Es ist ein ganz grosses Thema; an Elite-Unis werden «sichere Räume» eingezont, an den Seminartüren müssen Warnungen angebracht werden; es ist verrückt. Trump ist eine Art Frontalangriff auf diese Unkultur; er redet, aus seiner Sicht, fröhlich inkorrekt.

**Das reicht, um so viele Amerikaner hinter sich zu bringen?**

Die USA haben eine Phase schwachen Einkommenswachstums hinter sich. Trump, der Multimilliardär, kommt daher, und er verspricht den Leuten, er werde sie reich machen. Er spricht die Leute an, die glauben, sie könnten in der Lotterie gewinnen.

**Trump sagt auch: «Ich bin wütend, ich bin sehr wütend, und ihr seid es auch.» Was ist der tiefere Grund für diese Wut, mit der sich anscheinend viele Amerikaner identifizieren können?**

Nehmen wir die Islam-Frage. Die Leute hören nach jedem Terroranschlag: «Das ist nicht der Islam, das hat mit dem Islam nichts zu tun.» Trump sagt: «Ich will das nicht mehr hören. Wenn Muslime diese Dinge machen im Namen des Islam, dann ist es Islam, und ich will das nicht in den USA haben.» Er reduziert es auf eine sehr einfache Formel. Leider wollen das viele Amerikaner hören.

**Präsident Obama sei ein Desaster, betont Trump. Unter ihm habe Amerika an Statur**



«Der schlechteste Tauschhandel der Weltgeschichte»:

**verloren. Stimmt das? Ist Trump eine Gegenreaktion auf die Obama-Ära?**

In solchen Trump-Formulierungen steckt ein Schuss blanker Rassismus. Wie gross ist diese Komponente? Fünf Prozent, zwanzig Prozent, achtzig Prozent? Ich weiss es nicht. Trump begann mit dem Vorwurf, Obama sei gar kein richtiger Amerikaner, er sei nicht in





Pulitzerpreisträger Friedman.

den USA geboren. Er spielt mit dem Rassismus. Das erklärt nicht alles, aber einen Teil.

**Trumps Attacken auf Obama haben für Sie keinen sachlichen Kern?**

Sie sind in ihrer Überspanntheit vielleicht der Ausdruck eines Mangels an wirklichen Argumenten. Präsident Obama repräsentiert die USA mit einem unglaublichen Mass

an Würde in der Welt. Seine Präsidentschaft blieb ohne Skandale, auch ohne finanzielle Skandale. Er und seine Frau benehmen sich, in meiner Wahrnehmung, ausserordentlich würdevoll. Ich bin stolz als Amerikaner, von einem solchen Ehepaar vertreten zu werden. Barack Obama hatte ganz andere Herausforderungen als seine fünf Vorgänger. Sie mussten Stärke verwalten: eine starke Sowjetunion, ein starkes China, ein starkes Amerika. Obama musste Schwäche managen: ein schwächeres Amerika nach 2008, ein schwaches Russland, ein schwächer werdendes China, viele andere Staaten fallen einfach auseinander. Stärke zu managen, ist

viel einfacher, als Schwäche zu managen. Viele haben daher die Tendenz, Barack Obama für eine Konstellation verantwortlich zu machen, für die er nichts kann. Seine Präsidentschaft wird, davon bin ich überzeugt, viel besser bewertet werden, als die Kritiker es heute meinen.

**Nochmals zu Trump: Was waren seine intelligentesten taktischen Manöver, um sich an die Spitze der Republikaner zu schieben?**

Die amerikanische Politik ist marketing-verseucht. Die Politiker arbeiten mit riesigen Datenmengen. Wenn Sie ein grünes und ein blaues Auge haben, erhalten Sie von den Kandidaten garantiert einen Brief, in denen Ihnen einer schreibt, er wolle Präsident werden und liebe Menschen mit einem grünen und einem blauen Auge. Ich bekomme laufend persönliche Einladungen und Briefe von Hillary Clinton – «Lieber Tom» –, die ein Computer geschrieben hat. Ich fühle mich von diesem sterilen pseudopersonlichen Marketing belästigt. Trump spürt, dass die Leute genug haben. Er hat enorme emotionale Intelligenz. Seine direkte Art zu reden, das Unverblühte, Unverfälschte, kommt an.

**Seine Schlagfertigkeit ist beeindruckend.**

Das ist grosses Entertainment. Er schreckt auch nicht davor zurück, seine Gegner zu beleidigen: Jeb Bush: «Jeb, deine Batterien sind leer, da gibt es keine Energie mehr.» Er hat einen sechsten Sinn für menschliche Schwächen. Zu Hillary Clinton: «Hillary, du hältst mir Vorlesungen über Sexismus? Du lebst mit einem nachweislichen Sexisten, einem sexuellen Raubtier, zusammen! Was heisst das für dich? Bist du ein Opfer oder eine Ermöglicherin?» Er geht ohne Hemmungen drauflos. Das ist in dieser Schärfe neu.

**Wird er die Vorwahlen, vielleicht sogar die Wahlen gewinnen?**

Alles, wirklich alles ist möglich. Die Chancen stehen fünfzig zu fünfzig.

**Trump wird ja auch von vielen Republikanern kritisiert. In den Medien werden fast hysterische Töne laut. Man könnte dagegenhalten, dass jemand, der in den USA ein so erfolgreicher Bauunternehmer ist, kein kompletter Idiot sein kann.**

Seine Geschäftspraktiken sind nicht über alle Zweifel erhaben, aber er ist sicher nicht dumm, keinesfalls.

**Ist er gefährlich?**

In einem hitlerschen Sinn ist er sicher nicht gefährlich. Aber er ist aus meiner Sicht gefährlich, weil er einen langen Weg geschafft hat in der Politik, ohne seine politischen Hausaufgaben zu erledigen. Was ist seine eigentliche Politik? Wir wissen, gegen wen und was er ist. Wir kennen



«Obama ist ein Grosswildjäger»: Der US-Präsident im Oval Office.

die Leute, die er beleidigt. Wir geniessen schuld bewusst seine fiese Schlagfertigkeit. Aber was würde er als Präsident schlussendlich tun? Glauben wir wirklich, die Mexikaner würden eine Grenzmauer bezahlen, wie Trump behauptet? Ich glaube das nicht. Die Amerikaner dürsten nach Führung. Obama ist eine sehr akademische, zerebrale Person. Er ist ein Uni-Professor, der sich mit Abkürzungen schwertut. Saftwurzel Trump ist das Gegenprogramm. Jeder Präsident ist immer auch eine Reaktion auf den Vorgänger.

**Was ist Trumps Schwachstelle?**

Träte ich gegen ihn an, so würde ich mich über ihn lustig machen. Ich würde seine Wissenslücken ironisch aufdecken und seine Frisur zum nationalen Thema erklären.

**Öffnen wir den Blick: Was ist Obamas aussenpolitische Hinterlassenschaft?**

Die Weltwirtschaft hängt stark von der US-Wirtschaft ab. Als Obama anfang, war die US-Wirtschaft, die er geerbt hatte, ein Desaster. Jetzt hinterlässt er seinem Nachfolger eine US-Wirtschaft mit fünf Prozent Arbeitslosigkeit, einem sinkenden Defizit, einem einigermaßen gesunden Aktienmarkt. Wirtschaftskraft definiert aussenpolitische Macht.

**Und im eigentlich politischen Sinn, wie sieht Ihre Bilanz aus?**

Das muss die Zeit zeigen. Obamas Kritiker schnöden, er habe den Durchmarsch Putins in die Krim zugelassen. Ich frage: «Wie viele Amerikaner wären bereit gewesen, ihre Söhne für die Krim sterben zu lassen? Keiner! Andere Obama-Kritiker berauschen sich an Putins scheinbarer Durchschlagskraft. Tatsache ist, Putins autoritäres Modell zerbrö-

selt, die Wirtschaft geht runter, seine Aussenpolitik ist gegen die menschliche Natur, sein Ansatz, fossile Energie bis zum Geht-nichtmehr zu verheizen, hat keine Zukunft. Mal sehen, wie smart Putin in ein paar Jahren aussehen wird.

**Was zeichnet Obama aus?**

Er ist ein Grosswildjäger. Er geht nicht auf Hasenjagd. Er jagt Elefanten. Er nahm sich vor, grosse Dinge zu tun. Obama lancierte eine nationale Gesundheitsversicherung. Er beendete die Eiszeit zwischen den USA und dem Iran, zwischen den USA und Kuba, zwischen den USA und Myanmar.

**Seine Syrien-Politik kann Sie nicht begeistern.**

Klar, er hätte mehr unternahmen können, aber er brachte die Syrer durch blosse Waffenandrohung dazu, ihre chemischen Waffen zu

---

«Das Gegenteil von Autokratie ist nicht Demokratie, sondern Unordnung, Chaos.»

---

vernichten. Wir hätten diese Fabriken nicht bombardieren können, ohne das Gift freizusetzen. Stellen Sie sich vor, der IS wäre in den Besitz solcher Waffen gekommen. Vielleicht war es nicht so befriedigend wie der Anblick eines bombardierten Präsidentenpalasts in Damaskus, aber es war unendlich viel wichtiger. Es ist einfach, Obama zu kritisieren, ohne eine Alternative zu formulieren.

**Obama ist noch ein Jahr im Amt. Was ist seine grösste Herausforderung?**

Die EU. Wird die Flüchtlingskrise nicht gelöst, bricht die EU auseinander. Das wäre eine strategische Bedrohung für die USA.



Die EU ist so etwas wie die Vereinigten Staaten von Europa. Es ist eine gigantische Vereinigung zur Förderung des demokratischen Kapitalismus in der Welt. Wenn das zerbricht, wird auch Amerika schwächer.

#### **Glauben Sie noch an die EU?**

Die EU ist vermutlich die langweiligste Organisation der Welt. Wenn ich als Kolumnist über die EU schreibe, habe ich vielleicht zwei Leser. Ich müsste das Wort «Trump» einflechten, nur um gelesen zu werden. Das ist traurig. Ich bin ein EU-Fan. Obama muss seine letzten zwölf Monate dazu nutzen, um der EU zu helfen, damit die Flüchtlingsströme nicht die EU zerstören. Selbst wenn dies den Einsatz amerikanischer Bodentruppen in den Kriegsgebieten bedeuten würde.

#### **Seit den siebziger Jahren bereisen Sie den Mittleren Osten. Haben Sie je ein grösstes Durcheinander erlebt?**

Nein. Der Mittlere Osten ist ein Katastrophengebiet menschlicher Nichtentwicklung. Diese Katastrophe ist das Ergebnis von sechzig Jahren miserabler Führung. Ich muss es mit einem selbstgemachten Gleichnis beschreiben. Vor sechzig Jahren sagten asiatische Regierungen ihren Leuten sinnemäss: «Wir nehmen eure Freiheit weg, aber wir geben euch eine hervorragende Ausbildung, Stabilität und eine erfolgreiche Exportwirtschaft. So wird eine wohlhabende Mittelschicht entstehen, die ihre Freiheit zurückgewinnt.» Vor sechzig Jahren kamen die arabischen Leader zu ihren Leuten und sagten: «Wir nehmen euch die Freiheit weg und geben euch dafür den arabisch-israelischen Konflikt.» Es war der schlechteste Tauschhandel der Weltgeschichte. Südkoreas Bruttosozialprodukt allein beträgt heute ein Mehrfaches von jenem der gesamten arabischen Welt.

#### **Während Israel seit Jahrzehnten Massstäbe setzt an Technologie und Wissenschaft, ist in der arabischen Welt keine nennenswerte Erfindung zustande gekommen. Was ist der Grund?**

Ich glaube an die DNA, allerdings nicht im rassistischen Sinn. Die arabische Welt leidet unter dem Fluch des Öls. Wer Öl hat, muss sich nichts mehr einfallen lassen. Es reicht, ein Rohr in den Boden zu bohren. Wer kein Öl hat, muss eine produktive DNA entwickeln, er muss sein Volk als Ressource entfesseln. Die Araber mussten, anders als die Israeli, nie ihre Leute anzapfen, sie haben nur in den Boden gebohrt. Die arabische Welt hat drei grosse Defizite: ein Defizit an Bildung, ein Defizit an Freiheit, ein Defizit an erfolgreichen, berufstätigen Frauen.

#### **Kann in Syrien eine Lösung gefunden werden? Wie?**

Eine Lösung gibt es nur, wenn sich die USA, Saudi-Arabien, Russland und der Iran zusammen an einen Tisch setzen und etwas austüfeln. Man muss eine Balance finden zwischen den Pro- und den Anti-Assad-Kräften. Es braucht einen auswärtigen Schiedsrichter, der die Leute auseinanderhält, bis sie wieder miteinander leben können. Dies erfordert vereinte Kräfte.

#### **Überall, wo Tyrannen gestürzt wurden, kam es zur Katastrophe: im Irak, in Syrien, Libyen, Ägypten. Was spricht heute eigentlich noch dafür, DrittWeltdiktatoren durch Intervention von aussen wegzufügen?**

Wir dachten, die arabische Welt sei wie Europa nach dem Zweiten Weltkrieg. Wir gingen davon aus, das Gegenteil von Auto-

#### **«Die arabische Welt hat drei grosse Defizite: ein Defizit an Bildung, an Freiheit, an erfolgreichen Frauen.»**

kratie sei Demokratie. Es stellte sich heraus, dass die arabische Welt nicht Europa ist. Das Gegenteil von Autokratie ist nicht Demokratie, sondern Unordnung, Chaos. Wir haben uns geirrt.

#### **Gibt es eine Zukunft für Demokratie in der arabischen Welt?**

Es gibt dort eine Zukunft für Anstand. In Jordanien gibt es eine anständige Regierung, nicht wirklich Demokratie, aber anständige, wohlwollende Autokratie. Eines Tages kann aus diesem Anstand vielleicht Demokratie wachsen.

#### **Sie haben Saudi-Arabien mehrfach besucht. Da mehren sich beunruhigende Signale. Wie stabil ist das Königreich?**

Saudi-Arabien beruht auf einem Gleichgewicht zwischen einer säkularen Königsfamilie und einem fanatischen wahhabistischen religiösen Establishment. Die Könige überliessen den Wahhabiten die Ausbildung. Das Resultat sind religiöser Extremismus und schlechtausbildete Frauen. Jetzt geht ihnen das Ölgeld aus. Es gibt gewaltige Herausforderungen. Ich hoffe, die neue Generation schafft es. Wenn Saudi-Arabien explodiert, stürzt der ganze Mittlere Osten ins Chaos.

#### **Was bringt der Atomdeal mit dem Iran? Eine iranische Atombombe oder die Zusammenarbeit zwischen den USA und dem Iran im Zeichen der Stabilität?**

Präsident Obama machte eine Wette, um Letzteres zu erreichen. Es war keine gute oder schlechte Wette, es war eine legitime Wette. Wir werden es herausfinden.

#### **Welche Rolle spielt für Sie die Schweiz in der Welt?**

Wir brauchen neutrale Zonen, wo die kriegsführenden Mächte zusammenkommen und reden können. Die Schweiz verkörpert für

mich die Neutralität. Die Schweiz ist ein gutgegründeter Ort. Es stimmt in den Fundamenten.

#### **Was haben Sie nach all Ihren Forschungen über die menschliche Natur herausgefunden?**

Die schlimmste Kraft ist die Demütigung. Das Inspirierendste ist es, anderen zu helfen, ihr volles Potenzial auszuschöpfen. Man kann den Leuten alles wegnehmen, das verkraften sie, aber wenn man ihnen die Würde wegnimmt, wenn man sie demütigt, tun sie die verrücktesten, schrecklichsten Dinge. Auf der anderen Seite können Gesellschaften unglaubliche Produktivität erreichen, wenn sie so organisiert sind, dass die Leute ihre Talente ausschöpfen können.

#### **Was ist die wichtigste Qualität der USA?**

Wir haben ein *open source*-System. Wir sind extrem flexibel. Soeben haben wir erfahren, dass Michael Bloomberg gegen Trump antreten wird. Das System korrigiert sich selbst. Solange es offen bleibt. Die Schweiz hat die gleiche Qualität, vielleicht noch ausgeprägter dank ihrer direkten Demokratie.

#### **Wie kann man den Missbrauch Gottes für politische Zwecke stoppen?**

Das muss jeder mit sich und seinem Gewissen ausmachen. Es führt zur goldenen Regel zurück: «Behandle die andern so, wie du selber behandelt werden möchtest.» ○

## Pensionierung

- Wie spare ich Steuern?
- Wie sichere ich mein Einkommen?
- Wie regle ich meinen Nachlass?

Sprechen Sie mit uns und überzeugen Sie sich von unserer Expertise. Das erste Gespräch ist kostenlos und unverbindlich.

Tel. 044 207 27 27 (Hauptsitz)  
www.vermoegenszentrum.ch

VZ VermögensZentrum



Antworttalon

WK-PT-VVW-CHde

**Ja, ich habe Fragen zur Pensionierung.**

- Rufen Sie mich an für ein kostenloses Gespräch.
- Senden Sie mir Ihre Unterlagen.

Vorname/Name

Jahrgang

Strasse

PLZ/Ort

Tel. (tagsüber)

E-Mail

Talon bitte einsenden an unseren Hauptsitz:

VZ VermögensZentrum AG, Beethovenstrasse 24, 8002 Zürich

# Die letzten Tage

Von Henryk M. Broder — Die «seelische Verpanzerung» der Kanzlerin.



Eigentlich läuft ja alles prima. In Goslar kommen Juristen zum 54. Verkehrsgerichtstag zusammen und diskutieren über eine gesetzliche Regelung für die

Nutzung der sogenannten Dashcams – Mini-kameras, die den Verkehr aufzeichnen. In Berlin eröffnet die Kanzlerin eine Ausstellung mit «Kunst aus dem Holocaust» und schreibt ins Gästebuch: «Tief bewegt, danke, dass wir das in Berlin sehen dürfen.»

Die Geschäftsführung der Greenline-Hotels teilt mit, die Nachhaltigkeit werde «weiter ausgebaut». Einzelne reisende Gäste könnten ihre «Übernachtungen klimaneutral buchen», bei Gruppenreisen bestünde die Möglichkeit, «klimaneutral zu kompensieren». Business as usual, wohin man schaut. Wenn da bloss eine Kleinigkeit nicht wäre. Mit Deutschland geht es bergab. Was Anfang September letzten Jahres als «Flüchtlingskrise» begann, hat sich zu einer Staatskrise ausgewachsen. Das Geschehen in und rund um Berlin erinnert an den Film «Der Untergang» aus dem Jahre 2004, der im Führerbunker während der letzten Tage des Dritten Reiches spielt. Nur dass diesmal alles oberirdisch passiert und live übertragen wird. Eine sture, fakten- und beratungsresistente Kanzlerin hat dem Land eine Rosskur verschrieben, die geradewegs in die Katastrophe führt. Ihre Politik sei «vollkommen irrational», sagt der aus der DDR stammende Psychoanalytiker Hans-Joachim Maaz, Merkel leide an «Selbstüberschätzung», sie habe «den Bezug zur Realität» verloren, sie selbst glaube, sie sei «die mächtigste Frau der Welt». In einem solchen Fall von «seelischer Verpanzerung» müsse mit allem gerechnet werden, auch «dass ein psychischer oder psychosomatischer Zusammenbruch bevorsteht». Er habe sich bis jetzt «zurückgehalten», sagt der bayrische Ministerpräsident und CSU-Chef Horst Seehofer, «weil ich nicht recht schlau wurde aus ihrem Konzept». Er ist nicht der Einzige. Das ganze Land fragt: Was will die Kanzlerin?

Die aber tritt seelenruhig vor die Kameras und verkündet: «Wir werden weiter daran arbeiten, dass die Zahl der Flüchtlinge spürbar reduziert wird, und vor allen Dingen auch an der Bekämpfung der Fluchtursachen.»

Eine Teflon-Pfanne hätte es nicht schöner sagen können.

# Professor Staatsnah

Von Silvio Borner — Dutzende Rechtsprofessoren unterstützen den Bundesrat gegen die Durchsetzungsinitiative im Schutzmantel des Kollektivs. Wo waren sie bei der verfassungswidrigen Mediensteuer?

Natürlich machen Professoren Politik. Selbst Naturwissenschaftler und Ingenieure beeinflussen Regierungen und Parlamente durch ihre Forschungsergebnisse oder in ihren Beraterfunktionen. Das gilt für die Atombombe, den Flug auf den Mond genauso wie für das Internet, die Zulassung von Medikamenten oder die Regulierung von Nahrungsmitteln. Hier stehen naturwissenschaftliche Forschungsergebnisse im Mittelpunkt, die sich (mit Ausnahme des militärischen Bereichs) der externen und kritischen Überprüfung stellen müssen.

Im Vergleich dazu kommen Sozial- und Geisteswissenschaften in verschiedenen «Härtegraden» daher. Die Philosophie orientiert sich primär an «Werten», muss aber im Unterschied zur Religion möglichst logisch konsistent und nachvollziehbar argumentieren. Ob Theologie eine eigenständige Wissenschaft sein kann, wenn sie von nicht hinterfragbaren Glaubensaxiomen ausgehen muss, ist (k)eine offene Frage. Soziologen und Politologen haben häufig politische Ziele oder Programme im Hinterkopf und verbrämen diese dann mit wissenschaftlichem Jargon. Ökonomen und Psychologen sind da schon ein wenig bis deutlich rigoroser, indem sie mit Experimenten, klinischen Studien, anerkannten Testmethoden und transparenten Modellrechnungen empirische Evidenz präsentieren, die nachgeprüft werden kann. Ziel der Forschung ist nach Popper letztlich die Falsifizierung bisheriger Erkenntnisse, die deshalb immer nur provisorische Geltung beanspruchen dürfen.

## Professioneller Konsenszwang

Die Rechtswissenschaft nimmt hier eine Sonderstellung ein, indem sie insbesondere im europäischen Kontext (anders als im angelsächsischen Common Law) keine Forschung im engeren Sinne betreibt, sondern die Gesetze systematisch analysiert und konkretisiert. Dabei sind Juristen immer eng mit dem Staat beziehungsweise der Staatsmacht verbunden, weil sie ja die (hoffentlich) rechtsstaatlichen Strukturen mitgestalten und auslegen. Es ist deshalb nicht verwunderlich, dass juristische Gutachten in der Politik eine derart dominierende Rolle spielen, dass wir Ökonomen vor Neid – oder vor Wut – erblassen. Ob ein Gesetz

oder eine Regulierung zielführend oder gar bezüglich Kosten und Nutzen optimal ist, scheint weniger wichtig, als dass sie juristisch abgesichert sind.

Was aber immer problematisch bleibt, ist professioneller Konsenszwang zum einen und sind professorale Kollektivaktionen zum anderen. Konsens über Ergebnisse ist anders als Konsens über die Methodik gerade nicht charakteristisch für eine offene Wissenschaft und nährt deshalb wie bei der Klimaforschung berechtigterweise Argwohn. Dies umso mehr, als kritische Geister des angeblichen Klimakonsenses persönlich attackiert und diffamiert werden. Mein verehrter Lehrer W.A. Jöhr hatte als junger Wissenschaftler in den 1930er Jahren die «Eingabe der 200» unterschrieben und hat dafür sein Leben lang einen hohen Preis bezahlt. Für die Universität St. Gallen (HSG) war das ein Glücksfall, weil er nur deswegen nie



wegberufen wurde. Wenn aber 150 teilweise unbekannte Rechtsprofessoren eine Unterschriftenaktion gegen eine Volksinitiative lancieren und Nichtunterzeichner sich rechtfertigen müssen, dann ist das a priori rein kollektivistisch und sehr wahrscheinlich kontraproduktiv. Früher oder später wird sich dies auch in der Klimaforschung ereignen.

Etwas ganz anderes ist es jedoch, wenn sich einzelne Rechtsprofessoren pointiert öffentlich zu politischen Vorstößen äussern, wie dies dieser Kolumnist ja seit Jahrzehnten auch tut, allerdings ohne je auch nur ein einziges kollektives Manifest unterzeichnet zu haben. Teamwork ist sicher produktiv, aber eine Co-Autorenschaft beschränkt sich glaubwürdig auf ein paar wenige und aktiv Mitwirkende.

«Aber hier geht es doch um den Schutz der Verfassung – auch und selbst vor dem Volksentscheid!» Das erscheint ein ehrenwertes Ziel, aber ruft sogleich nach der Frage, warum denn all diese Verfassungsretter nicht kollektiv aufgestanden sind, als der Bundesrat ohne Verfassungsgrundlage eine neue Mediensteuer einführt. Man hat, typisch für Juristen, die «Steuer» in «Abgabe» umgetauft, obwohl sie wie eben eine Steuer «voraussetzungslos» geschuldet ist und das fehlende Ständemehr die SRG-Vorlage begraben hätte. Staatsnah zu sein, verleitet offensichtlich dazu, staatsfreundlich zu agieren.



# Die historische Chance der Türkei

Von Boris Kálnoky — In Südosteuropa entsteht ein Machtvakuum: Die EU schwächelt, Russland geht das Geld aus. Das eröffnet der Türkei neue Möglichkeiten, ihren Einfluss geltend zu machen.



Im Mai 2015 legte der türkische Staatspräsident Recep Tayyip Erdogan den Grundstein für den Bau einer neuen Moschee in Albanien Hauptstadt Tirana. Platz für 4500 Gläubige, grösser und prächtiger als das

albanische Parlament. Die grösste Moschee auf dem Balkan, so wird sie beschrieben.

Ähnliche Moscheen baut die Türkei überall in Südosteuropa. Eine ist in Bukarest geplant («die grösste Moschee in Europa»), der rumänische Staat stiftete dafür 11 000 Quadratmeter Bauland. Pläne für eine türkische Mega-Moschee in Budapest scheinen vorerst gekippt. Im Prinzip, so hiess es lange, sei der ungarische Ministerpräsident Viktor Orbán nicht abgeneigt. Dann aber kam die Flüchtlingskrise, Orbán begann Stimmung zu machen gegen «islamische Kultur» und dagegen, wie sie Europa bedrohe. Von der Moschee ward seither nichts mehr gehört.

Finanziert von der türkischen Religionsbehörde Diyanet, sind in den vergangenen Jahren Dutzende neue Moscheen in den Ländern Südosteuropas gebaut worden. Parallel dazu steckt die Agentur für Kooperation und Koordination (Tika) riesige Beträge in die Restaurierung osmanischer Baudenkmäler in der Region. Noch viel mehr Geld gibt Tika aber für andere Projekte aus, etwa um in den verarmenden Ländern des Balkans das Gesundheitssystem zu stärken. Oder um Türkischkurse anzubieten und Stipendien für Studenten.

«Tika ist das Hauptinstrument der Türken, um in Südosteuropa «soft power» auszuüben», sagt ein Experte, der mit der Agentur zusammenarbeitet. Tikas Budget ist nach eigenen Angaben von 85 Millionen US-Dollar im Jahr 2002 auf 3,6 Milliarden US-Dollar im Jahr 2014 angewachsen. 18,5 Prozent dieser Gelder fliessen derzeit in die Balkanländer, schreibt Dilek Kütük vom Think-Tank Tasam.

George Friedman vom amerikanischen Think-Tank Stratfor glaubt, dass das erst der Anfang ist. In Südosteuropa, so sagte er kürzlich in einem Interview mit Euraktiv.com, entstehe ein Machtvakuum, das die Türkei füllen werde. Die von Krisen erschütterte EU, meint Friedman, sei zunehmend mit sich selbst beschäftigt. «Der Balkan wird zu einem Gebiet, in dem niemand mehr wirklich die Aufsicht hat. Das ist die Chance der Türkei.»

Das hofft man auch in Ankara. «Wir müssen wieder überall dort sein, wo unsere Vorfahren waren», sagt Erdogan. Und Dinge wie: «Das Kosovo ist die Türkei, die Türkei ist das Kosovo.» Türkische Firmen bauten und bauen Strassen und Autobahnen in Albanien, im Kosovo, in Serbien und Bosnien. Unter der Leitung eines Schwiegersohns von Erdogan kaufte die Calik-Holding die zweitgrösste Bank Albanien und dominiert dort auch den Telekom-Sektor.

Noch im Mai vergangenen Jahres war im Gefolge der Ukraine-Krise eher von einem zunehmenden russischen Vordringen auf dem Balkan die Rede. Aber die Instrumente russischer Einflussnahme in Südosteuropa werden stumpf: Der fallende Ölpreis bedeutet, dass Moskau weniger Geld verteilen kann. Und der geplante Bau von Pipelines, um russisches Gas an der Ukraine vorbei nach Europa zu bringen, stösst auf Hindernisse. Erst wurde das South-Stream-Projekt gestoppt, dann fiel auch der Ersatzplan Turkish Stream einem neu entbrannten Konflikt zwischen Russland und der Türkei in Syrien zum Opfer. Ohne russisches Gas schwindet auch die strategische Bedeutung der Beziehungen mit Moskau für die betroffenen Länder, von Ungarn bis Mazedonien.

Auch die EU müht sich eifrig als Ordnungsmacht auf dem Balkan. Serbien ist Beitrittskandidat, auch Bosnien wird bald die Kandidatur beantragen dürfen. Aus Europa kommt viel Geld und viel politischer Druck zur Entschär-

fung von Konflikten, etwa zwischen Kosovaren und Serben.

Aber tatsächliche neue EU-Beitritte wird es in absehbarer Zeit wohl nicht geben. Für das Kosovo schon gar nicht. «Bei uns steigt der Unmut über die Perspektivlosigkeit in Sachen EU», heisst es aus einer Quelle im kosovarischen Aussenministerium. «Wir könnten uns durchaus auch umorientieren, wenn es nicht besser wird.» Der Flughafen der Hauptstadt Pristina sieht aus wie eine Miniversion des Istanbul Atatürk-Flughafens, türkische Bauunternehmen prägen das Gesicht der Stadt mit ihren Neubauten, die Menschen haben ihr Geld bei türkischen Banken, türkische Sicherheitsfirmen fahren bewaffnet Geldtransporte durch die Gegend.

Mehr als einen «Rückzug» der EU aus dem Balkan fürchtet Friedman eine wachsende Bedeutungslosigkeit dessen, was die Europäer tun oder nicht tun. Die von inneren Krisen gelähmte EU «wird immer weniger Entscheidungen treffen, und diese Entscheidungen werden von den EU-Staaten immer weniger beachtet werden», sagt er. Wenn Russland und Europa schwächeln, entstehen Freiräume für ein türkisches Vordringen in der Region, die früher zum Osmanischen Reich gehörte. Allerdings leidet auch die Türkei unter inneren Konflikten, die ihren Einfluss mindern. Vor allem der Machtkampf zwischen Erdogan und der reformislamischen Gülen-Bewegung ist eine Bremse. Die Gülenisten betreiben in vielen Ländern des Balkans Schulen, gar Universitäten, und Studentenwohnheime. Eine neue, protürkische Generation soll so herangezogen werden. Aber seit die Gülenisten im Streit mit Erdogan liegen, fordert dieser, die Gülen-Schulen zu schliessen.

Wenn bald alle «Grossmächte» auf dem Balkan über ihre eigenen Füsse stolpern, droht vielleicht weniger ein «türkisches Südosteuropa» als eine neue Zeit von Anarchie und Aufruhr.



«Das Kosovo ist die Türkei, die Türkei ist das Kosovo»: Staatspräsident Erdogan.

## Frauenstimmrecht, nicht Frauenwahlrecht

Von Christoph Mörgeli

Die Politdiskussion «Arena» des Schweizer Fernsehens steckt im Allzeitquotientief. Wen wundert's? Im Gegensatz zu den Privatsendern überlässt man bei SRF den Zwergparteien praktisch gleich viel Raum wie den Bundesratsparteien. Das Studio Leutschenbach fürchtet sich vor einem echten Duell mit Siegern und Besiegten. Da es kaum mehr Politiker gibt, die 75 Minuten lang argumentativ bestehen, setzen die Verantwortlichen auf viele statt auf wenige Köpfe – und auf Experten, Politologen und Professoren, die der Sendung den Charme eines Bürostuhls verleihen.

Wenn der Krieg hoffnungslos verloren ist, setzt man auf die alten Generäle. Letzten Freitag lud die «Arena» Christoph Blocher zum Thema «Volkes Recht» ein. Hat in der Schweizer Demokratie das Volk das letzte Wort, und sind, wenn ja, die Grundrechte und der Rechtsstaat in Gefahr? Dazu äusserte Professor Andreas Auer von der Universität Zürich folgenden Satz: «Das Volk wird ja schliesslich von der Verfassung eingesetzt.» Dazu meint der Volksmund: «Je gelehrter, desto verkehrter.»

SP-Ständerätin Anita Fetz stemmte an die Spitze unseres Staatswesens flugs den Begriff «zivilisatorischer Mindestboden». Sie platzte fast vor Stolz über ihre Eigenküchenkreation, die weder in der Bundesverfassung noch im sozialdemokratischen Parteiprogramm vorgesehen ist. Fetz pochte energisch auf die Berücksichtigung der Minderheiten. Wenn es allerdings um die Minderheit der steuerzahlenden Besserverdienenden geht, kennt die Baslerin kein Pardon. Umso schärfer kritisierte sie die Schweizer Männer, die das Frauenstimmrecht so lange abgelehnt hätten.

Doch ihr Vergleich mit der Nichtdurchsetzung heutiger Volksbegehren hinkt. Tatsächlich hat SVP-Bundesrat Markus Feldmann die befürwortende Botschaft zur Einführung des Frauenstimmrechts verfasst, welches 1959 noch abgelehnt wurde. 1971 nahmen die Männer das Frauenstimmrecht aber mit fast 67 Prozent an. Zehn Jahre später stimmte das Volk dem Gleichberechtigungsartikel von Mann und Frau zu. Das Bundesgericht erhielt damit vom Souverän genügend Legitimation, um das Frauenstimmrecht 1990 auch in Appenzell Innerrhoden durchzusetzen. Die Schweiz hat das Frauenstimmrecht übrigens nicht als letztes, sondern als weltweit erstes Land eingeführt. Überall sonst gibt's höchstens ein Frauenwahlrecht.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

## Schluss mit Stiere-Melken

Von Peter Bodenmann — Sigmar Gabriel fordert ein Ende des «Welpenschutzes für alternative Energien».



Notwendiger «Pfuus»: Windkraft in Spanien.

Die Schweiz ist in Sachen ökologischer Umbau ein unterbelichteter Hinterhof. Deutschland deckt nächstes Jahr einen Drittel seines Strombedarfs mit neuen erneuerbaren Energien. Das heisst mittels Biomasse, Sonne und Wind. Für Wirtschaftsminister Gabriel ist die Energiewende kein Ziel mehr, weil der Durchbruch geschafft ist. Spanien musste in Sachen erneuerbare Energien vor drei Jahren auf die Bremse treten. Weil die Immobilienblase, kombiniert mit deutscher Sparpolitik, einen Fünftel der Beschäftigten in die Arbeitslosigkeit trieb. Und der Staat sparen musste.

Deutschland und Spanien setzten bei der Förderung von alternativen Energien neu auf Auktionen. Zu festen Preisen in das Netz einspeisen darf, wer den tiefsten Preis offeriert.

Spanien schrieb letztes Jahr den Zubau von 500 Megawatt Windkraft aus. Mit dieser Leistung kann man im Jahr gleich viel Strom produzieren wie das Atomkraftwerk Mühleberg. Der Vorteil: Zwei Drittel der Produktion fallen im Winter an, wenn die Sonne selbst in Spanien weniger kräftig scheint. Überraschung Nummer 1: Den Zuschlag für den Bau der neuen Windkraftwerke erhielt vorab das spanische Ökoenergie-Unternehmen Forestalia. Überraschung Nummer 2: Das Unternehmen verlangt keinen müden Rappen Subventionen, sondern nur den freien Netzzugang. In Deutschland pfeift der Wind etwas weniger

stark als in Spanien. Und die Preise pro Kilowattstunde sind etwas tiefer. Trotzdem macht Wirtschaftsminister Sigmar Gabriel Druck: «Die Zeiten des Welpenschutzes für alternative Energien sind vorbei.» Eine halbwegs anständige CO<sub>2</sub>-Abgabe würde ihm schon heute spanische Verhältnisse beschern.

Unsere einheimischen Grünen und Linken wollen der Schweiz in Sachen ökologische Stromproduktion seit Jahr und Tag eine zweite Landwirtschaftspolitik aufs Auge drücken: zu viele Subventionen für zu wenig Strom und Umweltschutz zugleich. Unsere politische Rechte – energiepolitisch die zweitdümmste in Europa – ist in die ältesten Atom-Schrottreaktoren der Welt verknallt. Und hofft mittelfristig auf die Wiederauferstehung der Atomenergie dank Fusionsreaktoren. Die heimischen Umweltorganisationen verhindern den Bau von Windkraftwerken in den dafür bestens geeigneten Alpen.

BKW, Axpo und Co. haben begriffen, dass sie die Produktion von Wasserkraft mit der Produktion von Windkraft kombinieren müssen. Weil sich beide ergänzen. Die Windenergie bringt den notwendigen Pfuus vorab im Winter. Mit der Wasserkraft kann man Flauten in windarmen Winterwochen überbrücken. Ab nach Spanien.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.



## Bedeutsame Zeitgenossen

Von Kurt W. Zimmermann — Der Promi-Journalismus rächt sich. Die Prominenten glauben nun selber, dass sie prominent sind.

Zu seinem Markenzeichen wurde sein Zriesiger Mund. Noch virtuoser ist Clown Dimitri nur mit dem Kugelschreiber.

Dimitri unterschreibt alles, was man ihm unter die Nase hält. Eben erst unterschrieb er einen dringenden Appell gegen die Durchsetzungsinitiative. Mit ihm unterschrieben andere wesentliche Persönlichkeiten wie etwa der Rapper Stress, die Komödiantin Gardi Hutter, die Künstlerin Pipilotti Rist, der Schriftsteller Pedro Lenz und der Architekt Mario Botta.

Die Unterschrift ging Dimitri zügig von der Hand, weil er damit Erfahrung hat. Zuvor hatte er – unter vielen anderen – etwa für die Initiative «Raus aus der Sackgasse» unterschrieben. Er hatte gegen die Masseneinwanderungsinitiative, für die Initiative für freie Schulwahl, für die Wiedergutmachungsinitiative, für die Behinderteninitiative, für die Initiative gegen die Wehrpflicht, gegen die Asylinitiative und für die Friedensinitiative unterschrieben. Und natürlich hatte er auch die Initiative zur Renaturierung des Basler Wiese-Flüsschens unterschrieben.

Dimitri stand mit seinen Unterschriften immer auf der Seite der Guten. Die Guten sind für die Immigration, gegen die Repression und für die Umwelt.

Dimitri gehört zu unseren Prominenten, oder zumindest zu jenen, die das von sich glauben. Er ist der unbestrittene Unterschriften-Champion in der Liga dieser massgebenden Zeitgenossen. Auf Platz zwei liegt die Videokünstlerin Pipilotti Rist, die auch alles unterschreibt, was an Gutmenschlichem in ihre Griffweite kommt. Glänzend im Bekennenrennen liegen auch der Komiker Viktor Giacobbo, der Filmemacher Samir und der Kabarettist Franz Hohler. Im Kommen sind der Schriftsteller Pedro Lenz und der Unternehmer Hansjörg Wyss.

Wir erleben damit die Pointe des jahrelangen Prominenten-Journalismus in unseren Medien. Die Prominenten glauben inzwischen, was die Journalisten über sie schreiben.

Weil sich der Journalismus von *Blick* über *Bilanz* bis *Tages-Anzeiger* mittlerweile weitgehend um prominente Köpfe dreht, glauben die sogenannten Prominenten am Schluss tatsächlich an ihre Unverzichtbarkeit zum Wohle der Welt. Sie glauben, dass die Welt auf sie hören muss, wenn sie ihre durchdachte Meinung zu Masseneinwanderung, Wehrpflicht und Renaturierung zum Besten geben.



Virtuose mit dem Kugelschreiber: Clown Dimitri.

Die schönsten Beispiele für diesen Mechanismus liefert noch immer die *Schweizer Illustrierte*. Wenn sie etwa den Rapper Stress interviewt, auch so ein politischer Grossanalytiker, dann redet der in demselben Tonfall über seine verflossene Liebe Melanie Winiger, über seine Muskelprobleme im Fitnesscenter und über seine neusten Erkenntnisse zur Schweizer Politik. Der Promi-Journalist signalisiert dem Rapper zurück, dass das alles von derselben Bedeutsamkeit sei.

Musiker, Sportler, TV-Schaffende, Schauspieler und Schriftsteller fühlen sich dadurch gleichsam zu politischen Statements gedrängt. Schliesslich, so lesen sie jeden Tag, sind sie nicht gewöhnliche Musiker, Sportler, TV-Schaffende, Schauspieler und Schriftsteller, sondern Starmusiker, Sportstars, TV-Stars, Schauspielstars und Starschriftsteller.

Der Star, so denkt der Star, muss also seinen Teil zur Vervollkommnung der Erde liefern. Der Star muss zu den Guten gehören.

Vor lauter Betriebsamkeit gerät der Anspruch der Weltverbesserung mitunter allerdings daneben. So ging etwa dem lustigen Dimitri soeben der politische Kompass verloren. Dimitri unterschrieb in der Hektik einen Aufruf für den Bau des zweiten Gotthardtunnels.

Clown, das war falsch. Die Guten sind gegen die zweite Röhre.

## Negermusik

Von Beatrice Schlag — Sie sind kein Rassist? Unwahrscheinlich.

Es gab diese Kollektiven an Weihnachten, als ich etwa um die zehn war. Jemand klingelte an der Haustür, dann streckten sie einem diese auf einem kleinen Kasten befestigte hölzerne Strumpfkugel hin. Auf die Strumpfkugel war ein schwarzes Kindergesicht mit traurigen Augen gemalt. Wenn man ein Geldstück in den Schlitz im Kasten steckte, begann das Gesicht von hinten nach vorne zu wackeln, es sah dankend aus. Meine Mutter brachte die Strumpfkugel immer mit einem Zweifränkler zum Danken, was mich sehr erleichterte. Die Kugel wackelte ausgiebig. Es schien eine grosszügige Gabe.



Wir halfen hungernden kleinen Negern. Gerechtigkeitssinn eines Kindes. Für Leser unter vierzig: Eine Strumpfkugel war eiförmig, meist aus Holz, und wurde in zu flickende Dinge, meist Socken, gesteckt, damit man das Loch besser sah. Man flickte Socken damals noch. Vier Jahre später brüllten meine Eltern: «Stell diese Negermusik ab», wenn ich Elvis Presley hörte. Oder Stones. So einfach spielt Rassismus mit dem Hirn. Helfen, wenn sie klein und hungrig sind, aber wenn der Neger sexuell anzügliche Musik macht, selbst wenn er weiss ist, dann weg mit ihm. Auch wenn man ihn nicht mehr Neger nennen darf und das natürlich respektiert. Das war vor etwa vierzig Jahren. Machmal scheint sich an den Kompliziertheiten des Lebens nichts geändert zu haben.

Heute geht es nicht mehr um nickendes schwarze Kinderköpfcchen aus Holz. Es geht um Einwanderer, die zumindest Deutschland willkommen hiess. Für manche von ihnen sind Frauen ohne männliche Begleitung abgreifbare Ware. Was machen wir jetzt? Wer will, dass Syrer in einem elend ausgebombten Land bleiben müssen? Wer will Leute im Land, die nicht wissen, wie man sich hier Frauen gegenüber benimmt? Unlösbarer Konflikt. Die Amerikaner sagen, es dauere sehr lange, Syrer zu überprüfen, Ob sie wirklich Opfer oder Isis-Leute seien. Wirklich? Sind all diese CIA-Serien Schrott? Um zu wissen, ob jemand Frauen respektiert, genügt eigentlich eine Frage: «Würdet ihr sie nach Hause begleiten, einfach so, weil sie dann sicher heimkommt?» Die einen machen sofort kehrt, wenn sie unter der Haustüre stehn, die andern sehen sie hoffnungsvoll an. Genau wie Schweizer. Moment. Wie viele Schweizer begleiten eine Frau heim, wenn da vermutlich nichts zu erwarten ist?

# Einen Mord wert

Von *Claudia Schumacher* — Frauen begehren Handtaschen. Sie verprassen ihr Geld dafür und scheuen im Ernstfall auch kein Verbrechen. Warum?

«150 Fertigungsschritte von Hand», sagt die Chanel-Verkäuferin und zeigt die klassische Flap Bag, eine Tasche mit Verschlussklappe. Herzklopfen beim Anfassen. Diese perfekte, unverwechselbare Steppung. Das kühle schwarze Kalbsleder. Die vom Lederband durchwobene Gliederkette. Wunderschön. Der Preis liegt bei 5000 Franken.

5000 Franken für eine Handtasche? Schon verrückt. Für grosse Handtaschen-Liebhaber aber auch nicht wirklich. Ein veredeltes Stück kann auch einmal 40 000 Franken kosten, und bei Auktionen geht es im ganz besonderen Fall noch eine Stufe schwindelerregender zu.

Im letzten Jahr kam eine fuchsiarbenene Hermès-Tasche aus Krokodilleleder, eine Birkin Bag in besonders edler Ausführung, für über 200 000 Franken unter den Hammer – natürlich nur metaphorisch. Sich einer Birkin Bag mit grobem Werkzeug zu nähern, wäre ein dunkles Verbrechen.

## Fällt keinem Mann auf

Für den Preis von 200 000 Franken könnte man sich auch einen neuen Porsche 911 Turbo kaufen. Der ist ein bisschen grösser als eine Handtasche, technisch komplexer und hat den grossen Vorteil, dass man sich in ihn reinsetzen, in ihm fahren und gleichzeitig sehr viel mehr Lippenstifte in ihm verstauen kann als in einer Handtasche – welche ja, streng betrachtet, nichts weiter bietet als Stauraum. Was hat also die Handtasche, das andere Kaufartikel einer Frau nicht bieten können?

Ja, was? Handtaschen fallen Männern nicht einmal auf. Eine Frau bekommt für eine Handtasche höchstens von einer anderen Frau ein Kompliment, wobei das meist der Neid verhindert. Die Handtasche steigert die Attraktivität einer Frau nicht merklich. Frauen, die nach dem Ausgeben grosser Geldsummen gerne ansehnlicher sein möchten, können effektivere Wege wählen. Eine Brustvergrösserung etwa kostet um die 10 000 Franken – nicht mehr als eine durchschnittliche Birkin Bag von Hermès.

Die Liebe, welche die Frau an die Handtasche bindet, scheint hochgradig irrational zu sein. Archaisch. Unaufhaltbar. Vor drei Jahren stahl in Deutschland eine 29-Jährige von den wohlhabenden Nachbarn eine EC-Karte, um sich damit eine Luxushandtasche zu kaufen. Den Nachbarn jubelte sie vergiftetes Jogurt unter. Sie wollte die Tat mit allen Mitteln vertuschen. Mordanschlag. Für eine Handtasche.

So ein äusserst begehrenswerter Beutel kann eine Frau nicht nur zur Kopflösen machen, die Geld verprasst. Eine Handtasche von Format kann eine Frau in eine Kriminelle verwandeln.

Natürlich bietet die Handtasche eben mehr als blossen Stauraum. Drei Urtriebe hat die Frau: den Drang zu sammeln, die Lust an der Entscheidungsverweigerung und die Sehnsucht nach einer Magie, die den Alltag über sich selbst hinausführt. Alle drei Triebe vermag eine gute Handtasche zu befriedigen.

Der rosa Lippenstift oder der in Bordeaux? Das zitronige Deo oder das milchige? Minz-

## Als Königin der Accessoires ist die Handtasche zudem nicht selten von einem Zauber umgeben.

pastillen oder Cassis-Kaugummi? Andere Ohrringe für den Abend als für den Bürotag? Ein Knirps, zwei Zeitschriften, ein Wasser, Schlüssel, Taschentücher, Handschuhe, Kugelschreiber, Lipgloss, Mini-Parfüm, Nagelfeile, Notizblock... Das Einzige, was eine normale Frau beim Packen der Handtasche von Mary Poppins aus dem Disney-Film unterscheidet, ist, dass Letztere aufgrund ihrer Zauberfähigkeiten noch eine menschengrosse Zimmerpflanze hineinbekommt. Vieles sammelt sich an im Leben und in der Wohnung einer Frau. Das Beste muss mit, immer, wenn die Frau die Höhle verlässt. Und es kann viel passieren, man weiss ja nie! Jetzt mag die Sonne scheinen, aber in ein paar Stunden? Die Wetter-App würde sich nicht zum ersten Mal täuschen.

Wie gut, dass die Sammlerin in ihrem modernen, tragbaren und fuchsiarbenen «Körbchen» den ganzen Tag alle möglichen Sachen bei sich haben kann. Das Ding, das es schafft, das überlebenswichtige Sammelsurium zu vereinen und in stilvoller Form permanent an der Seite der Frau zu halten, dieses Ding ist der Frau nun einmal ein Schatz.

Als Königin der Accessoires ist die Handtasche zudem nicht selten von einem Zauber umgeben. Die wohl grössten Magier arbeiten beim Luxustaschenhersteller Hermès. Hier herrscht das Prinzip der künstlichen Verknappung. Je weniger Taschen, desto mehr stürzen sich auf sie.

«Es gibt nur eine Boutique auf der Welt, in der Sie eine Birkin Bag anschauen können», sagt der Hermès-Verkäufer im Laden über eine



Model Gigi Hadid mit «Lady Dior».



Über 200 000 Franken: Birkin-Bag-Versteigerung.

der berühmtesten Taschen der Geschichte. Sie ist nach der Schauspielerin und Sängerin Jane Birkin benannt und wird am Henkel über das mit der verletzlichen Seite nach oben gekehrte Handgelenk getragen. Einfach mit den Händen nach ihr zu greifen, ist eine dumme Option: Rückstände von Handcreme oder Schlimmerem könnten das Leder mit der Zeit optisch leiden lassen. Der Hermès-Verkäufer zeigt Bilder der Birkin Bag aus einem Buch, welches er





Warteliste: Flap Bag von Chanel.



Sehnsucht nach Magie: Birkin und Kelly Bag (r.).



Das Beste muss mit, immer wenn die Frau die Höhle verlässt.

bereits so feierlich und vorsichtig hervorholt, als wäre die Tasche höchstselbst zugegen. Die Nachfrage nach der Birkin ist viel grösser als das Angebot. Gefertigt wird sie einzig in Paris, in Handarbeit, von wenigen auserwählten Täschnern. Wann die Boutiquen Lieferungen erhalten, weiss niemand. Es geschieht im Abstand von ein paar Monaten.

Anders als bei Chanel, wo für die Flap Bag eine Warteliste geführt wird, gibt es bei

Hermès für die Birkin Bag nur eine Wunschliste. Man kann also nicht einmal sicher sein, ob man eine Birkin erhalten wird, auch wenn man nur zu bereit ist, die 10 000 Franken hinzublättern. Live anschauen kann man die Birkin lediglich bei Hermès in Paris – kaufen kann man sie dort aber auch nicht ohne vorderen Listenplatz. Das ist maximaler Markenkult. Und dann wäre eine Kulthandtasche natürlich auch keine Kulthandtasche ohne die

Frau, deren Namen sie trägt. Neben Jane Birkin und der Birkin Bag wären da Grace Kelly und die Kelly Bag, ebenfalls aus dem Hause Hermès – das noch etwas elegantere Modell. Lanciert wurde die Kelly bereits 1935. Hermès war damals auf Sättel, Satteltaschen und grösseres Reisegepäck spezialisiert. Die Kelly hiess zunächst «Petit sac haut à courroies». Die kleine Tasche mit Tragriemen war kein Verkaufsschlager. Erst als sich Grace Kelly am Tag ihrer Verlobung mit dem Fürsten von Monaco mit ihr zeigte, begann der Mythos. Hermès benannte seine erste Damenhandtasche etwas später in Kelly Bag um. Ähnlich erging es einer Dior-Handtasche namens «Chouchou». Nachdem Lady Diana sie getragen hatte, wurde das Modell berühmt, begehrt und in «Lady Dior» umbenannt. Heute gehört es zu den grossen Klassikern – und lebt auch vom Zauber der verstorbenen Prinzessin.

Was kann man nun als Frau tun, die zwar Handtaschen liebt, für die aber Legenden à la Flap Bag, Birkin, Kelly oder Lady Dior ausser Reichweite liegen? Heulen? Das ist eine Option. Keine Option ist es, Fälschungen auf türkischen Basaren zu kaufen. Es wird sich niemals richtig anfühlen.

#### Liebe aus der Ferne

In etwas humaneren Preisklassen befinden sich einige Modelle von beispielsweise Louis Vuitton. Hier ist die «Neverfull» ein Renner. Im Schachbrett- statt im angeberischen Louis-Vuitton-Monogramm-Muster kommt sie auch stilvoll daher. Als Shopper ist sie typi-

#### Nachdem Lady Diana die Tasche getragen hatte, wurde das Modell berühmt.

scherweise oben offen, verfügt aber über ein verschliessbares Innentäschchen. Und dann ist da noch Michael Kors, Retter aller Frauen und Mädchen, die gerne eine hübsche Handtasche besitzen möchten, ohne sich finanziell zu verausgaben. Die Taschen sind nett designt, qualitativ gut – und angesagt.

Wem schon die Liebe aus der Ferne genügt, für den ist vor einigen Monaten der passende Bildband erschienen: «For the Love of Bags» von der deutschen Modejournalistin Julia Werner. Schöne Fotografien werden durch kleine Texte zu allen möglichen Taschenkategorien (Conversation-Bags, Insta-Bags, It-Bags etc.) ergänzt. Sehr lehrreich. Natürlich auch für Männer, die noch immer nicht verstanden haben, um was es hier geht. Zugegeben: nicht nur um Liebe. Eine Luxushandtasche ist auch ein Statussymbol. Oder, netter gesagt: eine Wertanlage! In der Hinsicht sind sich ein Rennwagen auf der Landstrasse und eine Birkin Bag am Handgelenk von Frau Müller doch wieder nicht so unähnlich. ○



## Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf die *Weltwoche*-Redaktion suboptimale «Darf man das?»-Fragen abdrucken?  
*Beat Angst, Basel*

Selbstverständlich darf sie das. Was hiermit bewiesen wäre. *Roy Spring*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an [darfmandas@weltwoche.ch](mailto:darfmandas@weltwoche.ch). Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Leserbriefe

«Orientierungslosigkeit und Plattitüden der vermeintlichen Führungsfiguren» *Diana Aust*

### Naiver Glaube an eine Erlösung

Nr. 3 – «Hoffnung»;  
Titelgeschichte

Die verschiedenen Artikel und Meinungen in der Ausgabe der *Weltwoche* zum Ausblick auf ein schwieriges Jahr 2016 zeigen nur eines mit Bestimmtheit: die Orientierungslosigkeit und die Plattitüden der vermeintlichen Führungsfiguren aus Politik, Gesellschaft, Wirtschaft, Wissenschaft und Religion. Das WEF mag die Region Davos auf irgendeine Weise «bereichert» haben, hat aber bestimmt nicht die Welt bewegt. Ist der Weltfrieden nicht einmal in diesem Rahmen möglich? Die Teilnehmerliste scheint schon ein Politikum darzustellen.

Noch vor kurzer Zeit undenkbar Themen werden zu hauptsächlichen Problemen: Flüchtlinge, Übergriffe auf Frauen, Integrationsfragen und die Angst des kleinen Sparers um sein Geld.

Zu erwarten, dass eine einzelne Macht, ein einzelner Staat, eine neue Technologie, noch schlimmer: einzelne Führungsfiguren eine «Erlösung» bringen, ist unfassbar naiv, und jeder Tag dieses neuen Jahres zeigt, dass es keine Erwartung an irgendetwas gibt.

Der Indikator für die «Menschlichkeit» in dem vermeintlich berechenbaren und vorhersehbaren komplexen Weltgefüge sind die instabilen Kursentwicklungen an den Börsenplätzen. *Diana Aust, Horgen*

### Viel Schaden

Nr. 3 – «Thürers Tyrannie»;  
Editorial von Roger Köppel

Der Autor schreibt, die Kosten des Strafvollzugs würden bei Annahme der Durchsetzungsinitiative zurückgehen. Ich zitiere das *Extrablatt* der SVP: «Das Volk entscheidet, ob jetzt endlich schwerkriminelle Ausländer und notorische Wiederholungstäter ohne Wenn und Aber das Land nach Verbüßung der Haftstrafe zu verlassen haben.» Folglich werden die Gefängnisse genau gleich besetzt sein. Zudem möchte ich wissen, was mit den Auszuschaffenden geschieht, die nicht ausgeschafft werden können, weil ihr Herkunftsland sie nicht übernimmt. Bleiben sie etwa in Haft, oder werden sie freigelassen? Die Behauptungen des Autors zeigen deutlich, wie diese Durchsetzungsinitiative Lösungen vorgaukelt und dabei viel Schaden anrichtet.

*Walter Bretscher-Issler, Oetwil am See*

Gemäss Verfassung haben die Stimmberechtigten das «letzte Wort» in Sachen Politik.



«Undenkbar Themen».

Deshalb braucht die Schweiz auch kein Verfassungsgericht mit ein paar Juristen, die den Volkswillen eines Millionenvolkes für «nicht anwendbar» erklären dürfen. Das schweizerische System ist darum als Unikat ein Ärgernis für alle EU-Demokratien. Das macht das Verhandeln mit der EU anspruchsvoll und erklärt gegenwärtige Erpressungsversuche.

In der Realität ist die Schweizer Demokratie allerdings bloss eine Marketingvariante der Schweizer Politik. Entscheiden und umsetzen ist ja nicht dasselbe. Zwischen «letztem Wort» und der verlangten Tat können Jahrzehnte liegen, und das Parlament mag auf Gesetzesebene den Volkswillen gar völlig ignorieren. Durchsetzungsinitiativen sind darum das geeignete Mittel, um Parlament und Landesregierung wieder etwas mehr auf «ihr» Volk auszurichten. Es wäre nämlich schade, wenn Vernehmlassungen nur noch dazu benutzt würden, um Stimmberechtigte effektiv auszuschalten.

Die gelebte Toleranz der Stimmberechtigten stets als Schwäche oder Dummheit zu interpretieren, ist eine arrogante Fehleinschätzung mit absehbar verheerenden Folgen: Ein EU-Beitritt würde die Interessen der effektiv mehrheitlich einfachen Stimmberechtigten spontan stärker gewichten, was ja nicht undemokratisch wäre. Der obere Mittelstand würde das korrekterweise als Kulturzerfall sehen und müsste die zusätzlichen Kosten unwillig schultern. Die Zukunft wird zeigen, wo's langgeht. *Felix Müller, Neuhausen*



## Neues Genre

Nr. 3 – «Journalism at its best»;  
Medien-Kolumne von  
Kurt W. Zimmermann

Ich habe mich amüsiert. Kurt W. Zimmermann hat ein neues Genre entdeckt. Er macht damit Andreas Thiel etwas Konkurrenz.

Jürg D. Lüthard, Zürich

## Definitiver Missbrauch

Nr. 3 – «Staat sponsert Ferien für Flüchtlinge»;  
Philipp Gut über die Sozialhilfe

Über Jahre habe ich als alleinerziehende Schweizer Mutter drei Kinder grossgezogen und war über achtzig Prozent ausser Haus berufstätig. Vom Sozialamt bezog ich nie Geld. Ferien mit dem Flugzeug waren unvorstellbar. Frau Ismaili fehlt der Bezug zur Realität. Sie wäre ansonsten nie auf diese Idee gekommen. Wieder ein Fall, der zeigt: Als Sozialhilfeempfänger lebt es sich besser. Tauschen möchte ich trotzdem nicht; aber das öffentliche Geld ist, bitte schön, so definitiv nicht zu missbrauchen!

Edith Loosli, Dällikon

## Beide freuen sich

Nr. 3 – «Gipfeltreffen»; Bild zum  
Inhaltsverzeichnis des WEF-Dossiers

US-Vizepräsident Biden steckt den von unserem Bundespräsidenten erhaltenen Check in die Tasche. Unserem Bundespräsidenten wurden die Hosen vorsorglich schon vor dem Treffen abgeschnitten. Beide freuen sich.

Hans R Willmann, Männedorf.

## Gesellschaftliche Identität

Nr. 3 – «Kopftuch für alle?»;  
Christian Huber über die Zuwanderung

In diesem Artikel wird auf den syrischstämmigen Muslim Bassam Tibi, Professor in Göttingen, hingewiesen. Er soll die Frage aufgeworfen haben, ob der Kontinent demokratisch auf Basis des säkularen Rechts und der individuellen Freiheit bleibe oder ob ein Scharia-Europa entstehe. Und Huber fügt bei, dass uns nicht mehr viel Zeit zur Beantwortung dieser Frage bleibe.

Vielleicht dachte er dabei an die durchaus mögliche Entwicklung der Bevölkerungsanteile der Muslime im Lauf der nächsten sieben Jahre, also bis 2086. Aufgrund der derzeitigen Gegebenheiten dürften sie im Jahr 2086 in Deutschland und Österreich, je nach Annahme, 37 bis 56 Prozent mit Bezug auf die Gesamtbevölkerung betragen, in der Schweiz 28 bis 43 Prozent. Selbstverständlich müssen diese Grössenordnungen nicht zwingend zu einer Abkehr vom demokratischen Rechtsstaat führen. Aber sie werden die

heutige gesellschaftliche Identität erheblich verändern.

Hanspeter Bornhauser, Bottmingen

## Nur die dümmsten Kälber ...

Nr. 2 – «Pausengebete»;  
Alex Reichmuth über Luzerner Schulen

Da die Schulen in Bezug auf Religionen neutral sein müssen, wurde entschieden, dass im Kanton Wallis in den Klassenzimmern kein Kruzifix hängen darf. Das Bundesgericht beschloss, dass Mädchen muslimischen Glaubens im Unterricht das Kopftuch tragen dürfen. Zurzeit bereitet eine Gruppe eine Klageschrift vor, die verlangt, dass in den Schulen keine Weihnachtsfeiern mehr stattfinden, die Schulen seien bezüglich Religionen neutral. In der letzten Stunde vor den Weihnachtsferien darf die Lehrerin also kein Kerzlein anzünden und keine Weihnachtsgeschichte erzählen. Da kann ich nur sagen: «Nur die dümmsten Kälber wählen ihre Metzger selber.» Ruedi Studer, Niederscherli

## Die Worte Heinrich Heines

Nr. 2 – «Jahr der Entscheidung»;  
«Brief aus Berlin» von Thilo Sarrazin

Dem Artikel, der uns mit beängstigenden Zahlen als Folge der verantwortungslosen Willkommenskultur Deutschlands versieht, kann ich (als Schweizer) nur die Worte Heinrich Heines hinzufügen:

«Denk ich an Deutschland in der Nacht,  
Dann bin ich um den Schlaf gebracht,  
Ich kann nicht mehr die Augen schliessen,  
Und meine heissen Tränen fliessen.»

Claude Bürki, Männedorf

## Bagatelldelikte sind nicht dabei

Berichterstattung zur  
Durchsetzungsinitiative

Schon seit Tagen verbreiten die Gegner der Initiative ihre Unwahrheiten über die Medien. Es kann doch einfach nicht sein, dass an der Pressekonferenz des Gegnerkomitees

mehrfach behauptet wird, dass Ausländer bereits bei Bagatelldelikten ausgeschafft würden. Dies ist schlicht gelogen! Ich bitte Ständerat Caroni inständig, den Initiativtext zu lesen, bevor er sich zu solch falschen Statements verleiten lässt. Richtig ist: Wer ein Bagatelldelikt (etwa Taschendiebstahl) begeht, wird nicht ausgeschafft. Auch nicht im Wiederholungsfall. Es geht somit entweder um schwerste Verbrechen, die als Folge einer Verurteilung bei Ausländern zu einer direkten Ausweisung nach Verbüßung der Strafe führen, oder es geht um schwerwiegende Wiederholungstaten, wie Hausfriedensbruch oder Körperverletzung. Es gilt, den Delikt-katalog zu lesen! Die Ausschaffung solch krimineller Elemente erhöht die Sicherheit für uns alle. Ich erinnere Sie daran, dass bei Vergewaltigungen mehr als sechs von zehn Straftätern Ausländer sind. 73 von 100 Gefängnisinsassen ebenfalls. Diese schwarzen Schafe müssen konsequent bestraft und nach verbüßter Haftstrafe konsequent des Landes verwiesen werden.

Rolf Kummli, Reinach AG

Wenn doch das Gelände einer diplomatischen Vertretung (zum Beispiel in Bern) deren staatliches Hoheitsgebiet ist: Warum schafft man dann abgewiesene Asylbewerber dieser Länder nicht einfach in deren Botschaft aus, statt sie mühselig auf unsere Kosten um die halbe Welt zu fliegen?

Robert Seidemann, per E-Mail

## Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,  
Förrlibuckstrasse 70, Postfach,  
8021 Zürich.  
E-Mail: [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch).

## DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR IT-SPEZIALISTEN

Mit [www.itjobs.ch](http://www.itjobs.ch) die besten  
IT-Spezialisten finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH  
Technoparkstrasse 1  
8005 Zürich  
044 440 10 80  
[www.itjobs.ch](http://www.itjobs.ch)

**itjobs** CH  
KARRIERE AUF SICHER

# Die gefährlichsten Orte der Schweiz

Opfer eines Verbrechens kann man überall werden. Doch bei genauerer Betrachtung zeigen sich grosse Unterschiede. Es tut sich ein krimineller Röstigraben auf: Die gefährlichste Stadt ist Lausanne, der gefährlichste Kanton ist Genf. *Von Philipp Gut und Peter Keller*

Es geschah an einem Sommerabend mitten in der Bundesstadt Bern, nahe des linksalternativen Kulturzentrums Reithalle, eines beliebten Ausgeh-Orts. Ein junger Mann aus Westafrika wird von anderen jungen Männern attackiert, ohne Vorwarnung. Sie schlagen ihn ins Gesicht. Die Folgen des Gewaltakts: ein Schädel-Hirn-Trauma, ein dreifach gebrochener Unterkiefer und ein gebrochenes Jochbein. Fünf Wochen liegt er im Spital, bei der Polizei meldet er die Tat aber nicht.

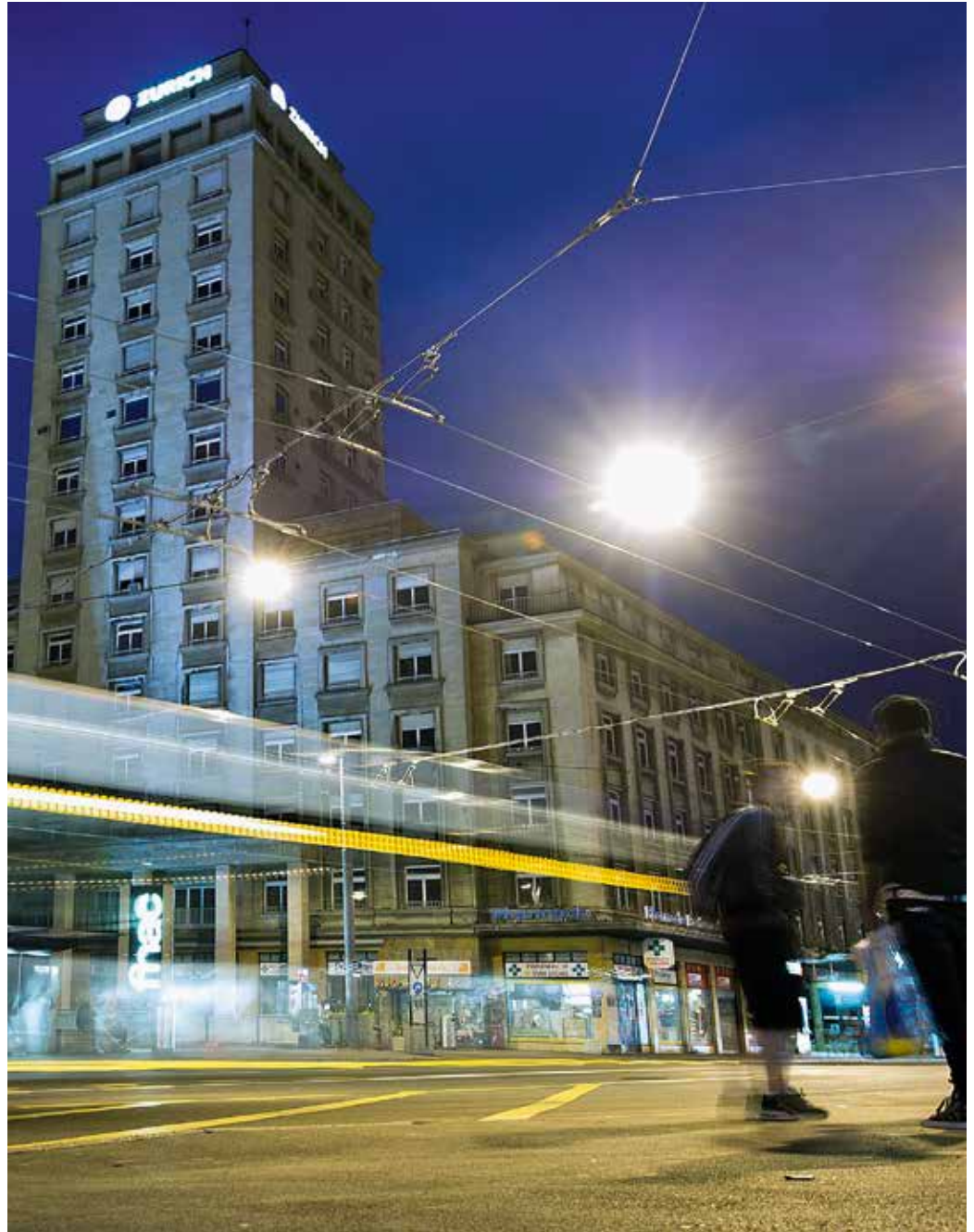
Etwas anders liegt der Fall eines sechzigjährigen Anwalts, der Mitte September 2015 abends gegen acht durch einen ruhigen Zürcher Park geht – auf dem Heimweg von der Arbeit. Plötzlich wird er angegriffen und brutal zusammengeschlagen, bis heute ist er schwer behindert. Die Polizei verdächtigt einen 17-Jährigen, der Fall liegt bei der Jugendanwaltschaft.

Die beiden Fälle zeigen: Opfer einer Gewalttat oder eines Raubüberfalls kann man überall werden. Dennoch gibt es – statistisch ausgewiesen – markante regionale Unterschiede. Um es auf eine kurze Formel zu bringen: Je städtischer die Siedlung und je mehr in der Westschweiz man sich befindet, desto wahrscheinlicher ist es, Zielobjekt einer Straftat zu werden. Für dieses Panorama der gefährlichsten Orte der Schweiz wurden die Verstösse gegen das Strafgesetzbuch und das Betäubungsmittelgesetz herangezogen. In beiden Bereichen ist ein deutlicher Röstigraben der Kriminalität festzustellen (siehe Karten, Seite 34).

Relevant für das Sicherheitsempfinden ist vor allem die Häufigkeit von Verbrechen, die gegen Leib und Leben (Tötungsdelikte, Körperverletzungen, Raufhandel usw.) oder das Vermögen (Raub, Diebstahl, Sachbeschädigung, Betrug etc.) begangen werden. Schweizweit werden pro 1000 Einwohner 64,6 Straftaten gegen das Strafgesetzbuch registriert.

## Lausanne vor Genf und Bern

Schweizer Meister in der Disziplin Kriminalität ist die Stadt Lausanne mit 167,3 Straftaten pro 1000 Einwohner beziehungsweise 49,5 Verstössen gegen das Betäubungsmittelgesetz. Die Verbrechensquote ist damit fast dreimal so hoch wie im Durchschnitt. Die gefährlichsten Kantone (inklusive Stadtgebiet) sind Genf mit 117,7 Straftaten pro 1000 Einwohner gegen das Strafgesetzbuch und Basel-Stadt mit 17,2 Verstössen gegen das Betäu-



«Katastrophale Situation»: Lausanner Innenstadt.

bungsmittelgesetz. Eine Oase der Sicherheit ist dagegen Appenzell Innerrhoden mit 24,6 (Strafgesetzbuch) und 1,4 (Betäubungsmittelgesetz) Straftaten pro 1000 Einwohner – eine zwölfmal niedrigere Rate als in Basel-Stadt.

Zwischen den Stadt- und den Landgebieten der Kantone ergeben sich ebenfalls deutliche Unterschiede. Das Umland von Bern oder Zürich hat eine Kriminalitätsquote (46,9), die ähnlich tief ist wie diejenige im ländlichen Thurgau (44,4). Die drei gefährlichsten Städte

sind Lausanne (167,3), Genf (143,9) und Bern (139,2). Erst dann folgen Zürich (123,8) und Basel-Stadt (113,5). Weit dahinter befindet sich Winterthur (71,6), die letzte Schweizer Stadt mit mehr als 100 000 Einwohnern.

Selbst wenn die Häufigkeitszahlen der Städte Bern, Genf, Lausanne, Zürich und Winterthur ihren Kantonen zugerechnet werden, bleibt das eklatante West-Ost-Gefälle bei der Sicherheit bestehen: Auch dann führt der Kanton Genf (117,7) die Kriminalitätsstatistik (Strafgesetz-



buch) klar an, vor der Waadt (96,0) und den Kantonen Zürich (69,5) und Bern (58,8). Obschon die Waadt ländlicher geprägt ist als der Kanton Zürich, hat sie eine um 38 Prozent höhere Kriminalitätsquote, während sich Zürich im schweizerischen Mittel bewegt.

Die Situation in Lausanne nennt ein Polizist «katastrophal». Man treffe dort alles an: Roma-Banden, organisierte Bettler, Kriminelle aus dem Maghreb und Drogendealer aus Westafrika, daneben Einbrecherbanden aus Georgien und Moldawien. Der Waadtländer Polizeichef Jacques Antenen sprach von «einer Art Schlaraffenland und Supermarkt für Straftäter». Man könne sich leicht bedienen und wisse, dass man kaum bestraft werde, falls man einmal doch erwischt wird. Kurzum: Die Gesetze und deren Handhabung machen es den Kriminellen leicht. Hinzu kommt die nahe Grenze.

### Vertuschen und Verschleiern

Während Wohnungseinbrüche eher in Einfamilienhausgebieten vorkommen – etwa in den ländlichen Regionen des Mittellandes –, wächst die Gefahr, zusammengeschlagen zu werden, in den städtischen Hotspots. Zwar führen die Polizeikräfte genauere Karten, doch herausgeben wollen sie diese nicht. Das bringe nichts, sagt Marco Cortesi von der Zürcher Stadtpolizei, man verunsichere so nur die Leute. Als Bürger fragt man sich allerdings: Kann Vertuschen und Verschleiern die adäquate Antwort der Behörden auf die Unsicherheit sein?

Trotzdem lassen sich in verschiedenen Städten die Zonen benennen, in denen Delikte gehäuft vorkommen. In Zürich etwa die Langstrasse oder das Ausgehquartier im Westen der Stadt. In Basel liegen die Brennpunkte zwischen Kleinbasel, Mittlerer Brücke und Barfüsserplatz sowie auf der Achse zwischen Steinenvorstadt und SBB-Bahnhof, wie eine Auswertung der *Basler Zeitung* ergab. In Luzern müsse man besonders im Gebiet vom Bahnhof über das sogenannte Inseli bis zum Alpenquai aufpassen, so ein Kriminalpolizist. Ein Ballungsraum für Straftäter sei ausserdem die Baselstrasse.

Im Kanton Bern gilt die Stadt Biel – bekannt für ihren hohen Ausländeranteil und ihre hohe Sozialhilfequote – als Zentrum der Jugendkriminalität. In der Bundesstadt selbst steigt das Überfallrisiko neben der erwähnten Reithalle rund um den nahegelegenen Bahnhof und das sogenannte Bollwerk. Im Trend lägen Angriffe, die meist von einer Gruppe gegen Einzelne vorgetragen werden, und zwar oft grundlos, sagt ein Insider. Ein Klassiker sei die Frage: «Hast du eine Zigarette?» Dann folge überraschend der Schlag – egal, ob der Angesprochene Zigaretten dabei habe und diese herausricke oder nicht. Es gehe um pure, unmotivierte Gewalt. Manche Täter betrieben Kampfsport. So waren an einem solchen Vorfall laut Betroffenen kürzlich drei

## Kriminalität

### «Riesenohnmacht»

#### Kidnapping vor dem eigenen Haus: Eine neue Dimension von Raubüberfällen erreicht die Schweiz.

Von Peter Keller

Die Angst bleibt wie ein Schatten kleben. Am 2. Dezember kehrt Herbert A.\*, 64, ein regional bekannter Unternehmer, nach Hause zurück. Es ist halb acht Uhr abends. Mit seiner Frau bewohnt der Ostschweizer ein schönes Anwesen, etwas ausserhalb auf dem Land gelegen, Idylle pur. Die Zufahrt und die Garage sind hell erleuchtet, als er parkiert. Er ist kaum ausgestiegen, da tauchen hinter ihm zwei Maskierte auf. Einer hält ihm den Revolver an den Kopf, der zweite reisst ihm die Hände nach hinten und fesselt diese mit Klebeband.

Offenbar haben die beiden Männer auf der Wiese gelauert und sind hinter seinem Auto in die Garage geschlichen. Herbert A. hat das nicht mitbekommen, aber es hätte auch so nicht viel geändert, sagt er. «Was nützt es mir, im geschlossenen Auto sitzen zu bleiben, wenn einer am Autofenster steht und mit der Pistole auf mich zielt?»

Herbert A. wird die Treppe hinauf zu den Wohnräumen gedrängt. Er sieht Licht im Fernsehzimmer und ruft seiner Frau zu: «Du musst nicht erschrecken.» Als sie rauskommt, wird auch sie mit der Waffe bedroht und sofort geknebelt und gefes-

---

#### «Wissen Sie, wir haben unser Haus perfekt nachgerüstet. Das hat alles nichts genützt.»

---

sel. Alles geschieht wortlos. Die Täter beginnen, im Büro die Schubladen rauszureissen. A. kann sich bemerkbar machen. «Da hat es nichts. Der Safe ist oben.» Sie binden der Frau die Beine los und gehen mit ihr in den oberen Stock, wo sie versucht, zuerst auf Deutsch, dann auf Englisch, den Code für den Tresor anzugeben. Das Duo versteht nichts und lässt schliesslich Frau A. die Zahlenreihe selber eintippen. Nach rund zehn Minuten kommen sie runter, die Taschen gefüllt mit Schmuck und Wertsachen im höheren sechsstelligen Bereich.

#### Über die Treppe hinuntergeschleift

Die Männer packen Herbert A. und schleifen ihn über die Treppen runter bis zur Garage. Dort muss er zeigen, wie man den

Porsche Cayenne startet. Der Wagen wird später gefunden, die Täter hatten ihn auf ihrer Flucht neben die Strasse gesetzt. Das Ehepaar A. hat seine Konsequenzen daraus gezogen und sich bereits eine Stadtwohnung gekauft. «Wir haben den Vorfall relativ gut verdaut, aber wir wollen so etwas nicht noch einmal durchmachen.» Herbert A. zieht ein bitteres Fazit. «Ich bin seit bald vierundvierzig Jahren Unternehmer und habe in meinem Leben sehr viel Steuern bezahlt. Am Schluss musst du dein Haus verkaufen, weil der Staat nicht mehr in der Lage ist, seine eigenen Bürger zu schützen.»

#### Parallelen zum Fall Rapperswil

Die Polizei habe von einer neuen Dimension von Straftaten gesprochen. Man müsse zuerst schauen, was da überhaupt vor sich gehe. Offenbar wurde wenige Wochen vorher, ebenfalls in der Ostschweiz, jemand auf die gleiche Weise überfallen. Beim Fall Rapperswil deutet vieles auf ein ähnliches Verbrechen hin, bei dem allerdings die Sache aus dem Ruder lief und vier Personen getötet wurden.

«Wissen Sie, wir haben unser Haus perfekt nachgerüstet. Wir hatten zwei Mal die Beratungsstelle für Verbrechensverhütung bei uns. Das hat alles nichts genützt.» Nach der Zeugeneinvernahme habe die Polizei noch einmal nachgefragt, ob er sein Auto wieder erhalten habe – und fertig. «Es ist eine Riesenohnmacht.» Inzwischen hat er einen Anwalt beigezogen, der wenigstens das provisorische Polizeiprotokoll einsehen konnte.

Im persönlichen Gespräch würden ihm selbst Kripo-Leute recht geben. Es tue ihnen leid, sie könnten auch nichts dafür. «Diese Haltung geht wahrscheinlich rauf bis zum Bundesrat», glaubt Herbert A. «Es ist niemandem zu wünschen, aber vielleicht sollten mal ein paar Politiker überfallen werden, damit diese merken, worum es geht. Schreiben Sie das ruhig vor der Abstimmung zur Durchsetzungsinitiative. Ich erwarte nicht viel vom Staat, aber mindestens, dass er für die Sicherheit seiner Bevölkerung sorgt.»

\* Name der Redaktion bekannt

Albaner beteiligt, die auf Facebook ihre Muskeln präsentieren.

Die Dunkelziffer bei solchen Taten bleibt hoch. Angezeigt würden nur die wenigsten Fälle, sagen Szenekenner. Es herrsche unter den Jugendlichen ein «Klima der Angst». Schliesslich sei es wahrscheinlich, dass man den Tätern wieder einmal begegne, und man fürchte Racheakte.

## Schläge gegen Kopf und Gesicht

Professor Aristomenis Exadaktylos ist Chefarzt und Klinikdirektor am Universitären Notfall-

zentrum des Berner Inselspitals und hat verschiedene Studien zum Thema verfasst. Er hat einen starken Anstieg von Einlieferungen nach Schlägereien seit Ende der neunziger Jahre bis gegen Ende der nuller Jahre beobachtet. In diesem Zeitraum hätten sich die Zahlen verdoppelt, seither auf diesem hohen Niveau stabilisiert. Pro Jahr behandelt die Insel rund 300 teils schwerverletzte Patienten nach Schlägereien. Dabei ist sie nur eine von acht Notfallstationen im Raum Bern.

Professor Exadaktylos bestätigt, dass die Schläger oft keine Rücksicht auf schwere Folgen

zu nehmen scheinen: Verletzungen an Kopf und Gesicht dominierten deshalb weiterhin. «Wer so etwas tut, der weiss, dass er die empfindlichste Stelle des Körpers trifft. Er nimmt schwere Körperverletzungen oder gar den Tod des Opfers in Kauf», so Exadaktylos. Das sei «schon im Ansatz verwerflich», Gesellschaft und Gesetzgeber sollten hier «null Toleranz» zeigen.

Die Strafen fallen tatsächlich meist mild aus – etwa im Vergleich zu Strassendelikten. Wer jemandem die Nase bricht oder die Zähne herausschlägt, kommt häufig mit einer Busse von ein paar hundert Franken oder mit einer teilbedingten Strafe davon. Ordnungsbussen werden nicht erfasst. So komme es wiederholt vor, dass notorische Gewalttäter einen sauberen Leumund hätten und eingebürgert würden, da sie offiziell keine Vorstrafen hätten, berichtet ein Polizist. «Wir betreiben Täterschutz.»

## Sichere Schweiz?

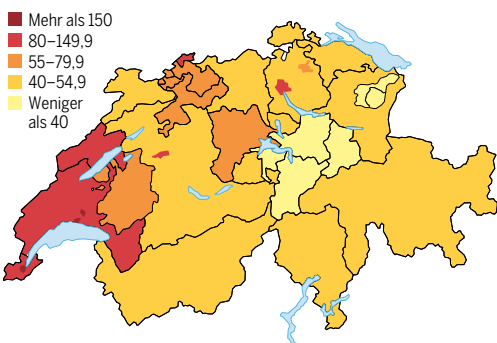
Die Aufklärungsquoten schwanken. Wer jemanden umbringt, kommt selten davon. Bei Tötungsdelikten wurden 2014 97,6 Prozent der Fälle aufgeklärt. Überhaupt gehört die Kategorie gegen Leib und Leben (vollendete und versuchte Tötungsdelikte, einfache und schwere Körperverletzungen) mit 86,4 Prozent zu den bestaufgeklärten Bereichen. Am anderen Ende befinden sich die Straftaten gegen das Vermögen (wie Diebstahl, Raub, Betrug, Erpressung). Hier führt nicht einmal jede fünfte Anzeige (18,4 Prozent) zur Verhaftung und Verurteilung. Stichwort: «Schlaraffenland und Supermarkt». Vermögensdelikte bilden mit 370 445 Straftaten oder sieben von zehn Delikten die mit Abstand grösste Gruppe der Widerhandlungen gegen das Strafgesetzbuch.

Wessen Fahrrad gestohlen wurde, darf sich keine grosse Hoffnung mehr machen. Hier beträgt die Aufklärungsquote mickrige 2,2 Prozent auf 37 494 Diebstähle insgesamt. Bei den Personenwagen wird immerhin jeder vierte Täter erwischt (25,9 Prozent). Insgesamt aber ist die Erfolgsbilanz beim Fahrzeugdiebstahl mit 3,8 Prozent ernüchternd tief. Ein Vergleich mit Deutschland zeigt, dass die dortige Polizei bei den Fahrrädern (Aufklärungsquote 9,6 Prozent) und Diebstählen insgesamt (27,0 Prozent) wesentlich besser abschneidet als ihre Schweizer Kollegen mit 2,2 respektive 17,8 Prozent (ohne Fahrzeugdiebstahl). Die deutsche Polizeiliche Kriminalstatistik weist für 2014 total 6 082 064 Straftaten aus, davon 3 336 398 aufgeklärte Fälle, was eine Aufklärungsquote von 54,9 Prozent ergibt. In der Schweiz liegt sie (Strafgesetzbuch, Betäubungsmittel- und Ausländergesetz) markant tiefer: bei 38,9 Prozent. Die einst sprichwörtlich sichere Schweiz ist zum Eldorado für Verbrecher geworden.

Quellen: Bundesamt für Statistik, Polizeiliche Kriminalstatistik 2014 der Schweizerischen Eidgenossenschaft und der Bundesrepublik Deutschland

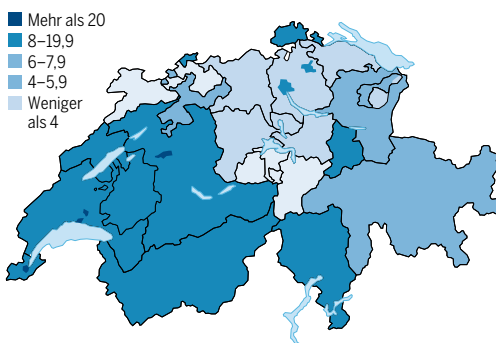
## Geografische Verteilung von Straftaten

**Strafgesetzbuch:** Häufigkeitszahl (‰) nach Kantonen/Städten



Kantone/Städte	Straftaten	Einwohner	Häufigkeitszahl
Aargau	32168	636 362	50,5
Appenzell Ausserrhoden	2 076	53 691	38,7
Appenzell Innerrhoden	388	15 778	24,6
Basel-Landschaft	15 496	278 656	55,6
Basel-Stadt	21 485	189 335	113,5
Bern*	40 890	872 433	46,9
Stadt Bern	17 936	128 848	139,2
Freiburg	16 446	297 622	55,3
Genf*	27 686	277 876	99,6
Stadt Genf	27 558	191 557	143,9
Glarus	1 514	39 593	38,2
Graubünden	8 196	194 959	42,0
Jura	3 604	71 738	50,2
Luzern	22 509	390 349	57,7
Neuenburg	14 462	176 402	82,0
Nidwalden	1 443	41 888	34,4
Obwalden	1 539	36 507	42,2
Schaffhausen	3 865	78 783	49,1
Schwyz	4 653	151 396	30,7
Solothurn	16 321	261 437	62,4
St. Gallen	20 242	491 699	41,2
Tessin	19 001	346 539	54,8
Thurgau	11 551	260 278	44,4
Uri	1 031	35 865	28,7
Waadt*	49 756	616 585	80,7
Stadt Lausanne	22 211	132 788	167,3
Wallis	13 843	327 011	42,3
Zürich*	43 835	935 076	46,9
Stadt Zürich	47 632	384 786	123,8
Stadt Winterthur	7 564	105 676	71,6
Zug	6 388	118 118	54,1
<b>TOTAL SCHWEIZ</b>	<b>526 066</b>	<b>8 139 631</b>	<b>64,6</b>

**Betäubungsmittelgesetz:** Häufigkeitszahl (‰) nach Kantonen/Städten



Kantone/Städte	Straftaten	Einwohner	Häufigkeitszahl
Aargau	3 188	636 362	5,0
Appenzell Ausserrhoden	323	53 691	6,0
Appenzell Innerrhoden	22	15 778	1,4
Basel-Landschaft	757	278 656	2,7
Basel-Stadt	3 253	189 335	17,2
Bern*	7 200	872 433	8,3
Stadt Bern	6 284	128 848	48,8
Freiburg	2 859	297 622	9,6
Genf*	2 935	277 876	10,6
Stadt Genf	6 439	191 557	33,6
Glarus	335	39 593	8,5
Graubünden	1 276	194 959	6,5
Jura	270	71 738	3,8
Luzern	2 147	390 349	5,5
Neuenburg	1 815	176 402	10,3
Nidwalden	128	41 888	3,1
Obwalden	139	36 507	3,8
Schaffhausen	694	78 783	8,8
Schwyz	760	151 396	5,0
Solothurn	1 945	261 437	7,4
St. Gallen	3 900	491 699	7,9
Tessin	3 066	346 539	8,8
Thurgau	1 247	260 278	4,8
Uri	71	35 865	2,0
Waadt*	5 439	616 585	8,8
Stadt Lausanne	6 575	132 788	49,5
Wallis	3 761	327 011	11,5
Zürich*	4 612	935 076	4,9
Stadt Zürich	7 390	384 786	19,2
Stadt Winterthur	1 611	105 676	15,2
Zug	543	118 118	4,6
<b>TOTAL SCHWEIZ</b>	<b>80 986</b>	<b>8 139 631</b>	<b>9,9</b>

\* Kanton Bern ohne Stadt Bern, Kanton Genf ohne Stadt Genf, Kanton Waadt ohne Stadt Lausanne, Kanton Zürich ohne die Städte Zürich und Winterthur

QUELLE: BUNDESAMT FÜR STATISTIK (BFS)

In der Westschweiz werden mehr Verbrechen begangen.





Zeitgeist

## Unverzichtbares Unwort

Die sprachkritische Aktion hat das Wort «Gutmensch» zum Unwort des Jahres 2015 bestimmt. Nach Auffassung der Jury werden mit dem Begriff Toleranz und Hilfsbereitschaft diffamiert. Wie kann ein solches Wort einen so verächtlichen Klang bekommen? *Von Peter Ruch*

Es ist nicht einfach, sich im Gestrüpp zwischen moralischen Idealen, gesellschaftlichen Konventionen und politischem Tagesgeschwätz zurechtzufinden. Deshalb kann man den Missgriff der sprachkritischen Aktion verstehen oder sogar verzeihen. Dass möglichst viele Menschen gut seien, gehört zu den hehren Zielen der Kultur. Wie kann ein solches Wort einen verächtlichen Klang bekommen?

Zunächst ist festzuhalten, dass ein Gutmensch nicht das Gleiche ist wie ein guter Mensch – so wenig wie ein Alt-Bundesrat das Gleiche ist wie ein alter Bundesrat oder ein Grünschnabel wie ein grüner Schnabel. Um verschlungene und widersprüchliche Sachverhalte auszudrücken, bietet die Sprache feinste und manchmal verwirrende Unterscheidungsmöglichkeiten. Eine der besten Orientierungshilfen ist die Bibel. Sie ist Erkenntnisgewinn und Literatur zugleich. In ihr sind jahrtausendealte Erfahrungen aus dem Dreieck Mensch-Gott-Welt gespeichert.

Das Alte Testament enthält umfangreiche Anweisungen, wie die Israeliten ihren Gott verehren sollen. Das reicht von Beschreibungen zum Bau des heiligen Zeltes über die Priesterkleidung bis zu Einzelheiten für den korrekten Opfervollzug (Exodus 25 bis Numeri 10). Es überrascht nicht, dass diese Vorschriften mit der Zeit die Inhalte überlagerten. Die Inhalte – Gottvertrauen, Liebe, Wahrheit – sind in den Zehn Geboten auf eine griffige Formel gebracht. Die Bibel kennt den Menschen gut genug und weiss, wie leicht er anstelle der Inhalte hohle Rituale zelebriert. Deshalb folgen bei den Propheten erschreckende Töne: «Was soll ich mit euren vielen Schlachtopfern?», spricht der Herr. «Die Brandopfer von Widdern und das Fett der Mastkälber habe ich satt, und am Blut der Stiere, der Lämmer und der Böcke habe ich kein Gefallen.» (Jesaja 1, 11) Auch David bringt es, nachdem er einen Mord begangen hat, im Psalm 51 auf den Punkt: «An Schlachtopfern hast du kein Gefallen, und wollte ich Brandopfer bringen, so willst du sie nicht. Das Opfer, das Gott gefällt, ist ein zerbrochener Geist, ein zerbrochenes und zerschlagenes Herz wirst du, Gott, nicht verachten.» Jesus geht in der Bergpredigt noch weiter. «Wenn ihr betet, sollt ihr es nicht machen wie die Heuchler: Die stehen gern in den Synagogen und an den Strassenecken und beten, um sich den Leuten zu zeigen. [...] Wenn du aber betest,

geh in deine Kammer, schliess die Tür und bete zu deinem Vater, der im Verborgenen ist.» (Matthäus 6, 5) Die Pharisäer, die immer alles richtig machen wollten und deshalb umfangreiche Auslegungen zur Thora erschufen, werden von Jesus als Heuchler diffamiert. Es gibt offensichtlich eine Gottesverehrung, die in Wahrheit religiöse Selbstbefriedigung ist. Und es gibt ein Leben im Angesicht Gottes, dem sämtliche religiösen Merkmale fehlen.

Der gleiche Unterschied besteht zwischen manchen Taten, die vordergründig gut ausse-



*Gesprächsverweigerung:* SPD-Politiker Schmid.

hen, und solchen, die längerfristig Gutes bewirken. Was Gutmenschen anstreben, ist das kurzfristig gute Renommee. Das ist oft das Gegenteil des nachhaltig Guten und Menschenfreundlichen. Ein sprechendes Beispiel von Gutmenschentum hat der Landesvorsitzende der SPD in Baden-Württemberg, Nils Schmid, gegeben. In einem Interview mit dem Deutschlandfunk erklärte er, weshalb er und weitere Politiker sich vor den Landtagswahlen nicht mit der Alternative für Deutschland (AfD) auf ein Podium setzen würden. Seine Gesprächsverweigerung schob er gleich noch dem Südwestrundfunk in die Schuhe. Originalton Schmid: «Wir nehmen

keinen Einfluss auf die Programmgestaltung. [...] Aber wir wollen schon – und das ist eine Aufgabe aller Demokraten – deutlich machen, dass es einen Unterschied zwischen dem gibt, was die AfD an Ausländerhetze veranstaltet, und dem, was wir als demokratische Parteien diskutieren. Das ist auch für die Bürgerinnen und Bürger ganz wichtig, dass man diesen fundamentalen Unterschied deutlich macht und nicht so tut, als wäre es eine ganz normale Partei. Das ist sie nicht.»

### Krankhafte Berührungsängste

Man spricht also nicht öffentlich mit AfD-Vertretern, um sich nicht zu beschmutzen. Was Nils Schmid zum Besten gab, ist in Deutschland Standard geworden. Die «Volksparteien» CDU und SPD fürchten die Ränder des politischen Spektrums und drängen sich in der Mitte zusammen. Die Folge ist, dass an den Rändern immer breitere Spielwiesen frei werden, wo sich Gruppierungen mit krasseren Positionen einrichten: die Linke, AfD, Pegida. Sie werden von der Kontroverse verschont, denn die Gutmenschen der SPD und CDU sind sich zu schade dafür. Deren Berührungsängste sind mittlerweile krankhaft. Und die Ränder wuchern.

Ganz anders in der Schweiz. Seit Jahren verfolgt die SVP die Devise «rechts von uns keine demokratisch legitimierte Partei». Die Auto- und die Republikaner wurden von der SVP längst eingemeindet. Dasselbe auf der linken Seite: Die Revolutionäre Marxistische Liga und die Poch, sogar kommunistische Wildpferde wie Anita Fetz wurden in den Laufstall der SP aufgenommen und dort einigermaßen domestiziert. Das Resultat ist erfreulich. In der Schweiz gibt es keine extremen Gruppierungen. Die Streitkultur ist solide, und manche Konflikte finden innerhalb der Parteien statt. Kompliment an SP und SVP!

Dass eine deutsche Dunkelkammer «Gutmensch» zum Unwort des Jahres erklärt, ist verständlich. Ebenso gerne würde Mugabe den Begriff «Diktatur» und Lance Armstrong den Begriff «Doping» zum Unwort des Jahres küren. Aber es hat einen Vorteil: «Gutmensch» gewinnt mehr Drive. Benützen Sie das Wort sorgfältig und gezielt, um alles wirklich Gute zu stärken!

Peter Ruch ist reformierter Pfarrer in Küssnacht am Rigi.

# Direktimport in den Sozialstaat

Über achtzig Prozent der anerkannten Flüchtlinge und vorläufig Aufgenommenen in der Schweiz leben von Sozialhilfe. Asylministerin Simonetta Sommaruga (SP) gibt der Wirtschaft die Schuld, dass so wenige ehemalige Asylanten einen Job haben. Das ist unehrlich. *Von Alex Reichmuth*

Die Situation muss als desaströs bezeichnet werden: Laut soeben publizierten Zahlen für 2014 bezogen knapp 15 000 ehemalige Asylbewerber, die in der Schweiz bleiben dürfen, Fürsorgegeld vom Bund. Das sind 81,2 Prozent aller Ex-Asylanten, die seit maximal fünf Jahren (anerkannte Flüchtlinge) beziehungsweise seit sieben Jahren (vorläufig Aufgenommene) in der Schweiz sind. Es sind um 16 Prozent mehr Bezüger als 2013 – und sogar 18 Prozent mehr als 2012. Von diesen sozialhilfeabhängigen Ex-Asylbewerbern lebte die grosse Mehrheit ausschliesslich von Staatsgeld. Lediglich eine Minderheit von ihnen war ganz oder teilweise erwerbstätig und darum nur teilweise auf Sozialhilfe angewiesen.

Unter den Herkunftsländern steht Afghanistan mit einer Quote von 87,4 Prozent an der Spitze, vor Äthiopien (86,9 Prozent) und Eritrea (86,2 Prozent). Weitere Spitzenränge nehmen vor allem Nahost- und Afrikastaaten ein, wie der Jemen (84,9 Prozent), Iran (83,9 Prozent), Kongo (83,7 Prozent) oder Syrien (82,5 Prozent). Selbst ehemalige Asylanten aus der Türkei, wo der Ausbildungsstand der Bevölkerung vergleichsweise gut ist, sind zu 80,3 Prozent auf Staatshilfe angewiesen. Unterdurchschnittlich oft Sozialhilfe beziehen aber Ex-Asylanten aus Russland (73,1 Prozent) und aus Asien (China 74,2 Prozent, Sri Lanka 64,5 Prozent).

## Gegen 300 Millionen Franken

In absoluten Zahlen ist das Sozialhilfe-Problem ehemaliger Asylanten vor allem ein Eritrea-Problem, stammen doch mit über 8000 Personen satte 54,5 Prozent der Bezüger aus dem kleinen Land in Ostafrika. Beunruhigend ist das vor allem, weil 2015 erneut eine Rekordzahl von fast 10 000 eritreischen Asylbewerbern in die Schweiz strömte, was die Sozialhilfestatistik in den nächsten Jahren wohl nochmals deutlich aufblähen wird.

Die finanziellen Folgen sind schon jetzt beachtlich: Gemäss dem Bund bezogen 2014 alleinstehende ehemalige Asylbewerber im Schnitt 1780 Franken Sozialhilfe pro Monat, Alleinerziehende 3100 Franken und Paare mit Kindern 3800 Franken. Sämtliche 15 000 Bezüger dürften die Steuerzahler gegen 300 Millionen Franken pro Jahr gekostet haben. Dabei sind die Aufwendungen für Asylanten, über deren Gesuch noch nicht entschieden wurde, nicht inbegriffen. Nicht berücksichtigt sind zudem weitere Ausgaben für Ex-Asylanten,



«Umdenken»: Asylsuchende in Nottwil.

wie Schul-, Weiterbildung sowie Integrationsmassnahmen.

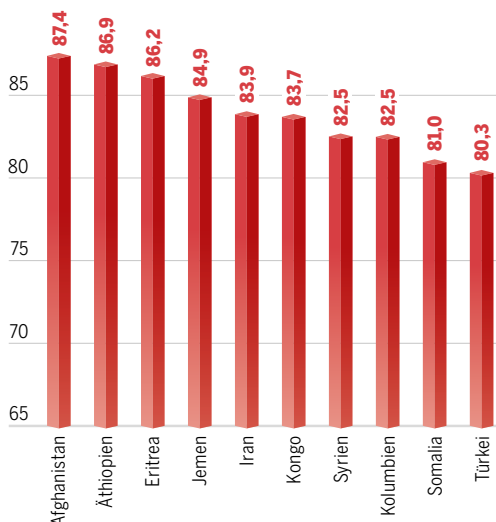
Viele ehemalige Asylanten bleiben zudem auch dann von öffentlichem Geld abhängig, wenn nach fünf beziehungsweise sieben Jah-

ren nicht mehr der Bund für sie aufkommen muss – oft ein Leben lang. Die Statistik weist für 2014 zwar 2125 «abgeschlossene Fälle» aus – also ehemalige Asylanten, die keine Sozialhilfe vom Bund mehr bekommen. Lediglich in 359 Fällen erfolgte das aber, weil jemand einen Job gefunden hatte oder sein Einkommen steigern konnte. Nur 2,4 Prozent der 15 000 sozialhilfeabhängigen Ex-Asylbewerber schafften es also, neu auf eigenen Beinen zu stehen. Die grosse Mehrheit der «abgeschlossenen Fälle» blieb hingegen finanziell abhängig – sei es von Fürsorgeleistungen ihrer Wohngemeinde oder von Sozialwerken wie IV oder AHV. Unter allen Eritreern in der Schweiz etwa ist die Sozialhilfequote mit gegen fünfzig Prozent immer noch horrend hoch – obwohl manche dieser Menschen seit vielen Jahren oder gar Jahrzehnten hier leben.

Natürlich ist der Asylstatus nicht dazu gedacht, einen volkswirtschaftlichen Gewinn zu erzielen, sondern dazu, Menschen in Not zu helfen. Breite politische Kreise behaupten aber angesichts der explodierenden Asylzahlen, Flüchtlinge könnten hierzulande einen Mangel an Fachkräften wettmachen und zudem die Sozialwerke entlasten. Sekundiert werden sie von Zeitungen und Fernsehsendern, die Asylanten porträtieren, deren Integration vorbildlich verläuft und die einen Job bekommen haben. So entste-

## Herkunftsländer mit den höchsten Sozialhilfequoten

Anerkannte Flüchtlinge und vorläufig Aufgenommene, 2014, in Prozent



QUELLE: BUNDESAMT FÜR STATISTIK (BFS)

*Die meisten bleiben finanziell vom Staat abhängig.*



hen Zerrbilder. Es gibt zwar solche erfreulichen Fälle, aber es sind Ausnahmen. Beim Asylwesen handelt es sich grossmehrheitlich um eine Art Direktimport von Menschen in den Sozialstaat.

Reflexartig schieben links-grüne Politiker der Wirtschaft die Schuld zu, dass so viele ehemalige Asylbewerber nicht auf eigenen Beinen stehen können. Die Unternehmen würden es versäumen, entsprechende Stellen anzubieten, klagen sie. So machte es letzte Woche Bundesrätin Simonetta Sommaruga, die für das Asylwesen verantwortlich ist. Angesichts der hohen Sozialhilfequote unter Ex-Asylanten verlangte sie ein «Umdenken» von Branchen wie der Gastronomie oder der Landwirtschaft. Statt Tausende von Hilfskräften aus dem Ausland zu rekrutieren, so Sommaruga, sollten diese Branchen besser ehemalige Asylanten anstellen.

### Besonders schlecht qualifiziert

Die Vorwürfe der SP-Bundesrätin sind unehrlich. Denn Wirtschaftsunternehmen sind keine Wohltätigkeitsklubs. Die meisten ehemaligen Asylbewerber haben zu grosse Lücken, was Sprachkenntnis, Ausbildung und Berufserfahrung angeht, als dass sich Firmen und Betriebe ihre Anstellung leisten könnten. Eine Erhebung der deutschen Bundesagentur für Arbeit ergab, dass 71 Prozent der Migranten aus Ländern wie Syrien, dem Irak, Afghanistan und Eritrea keine Berufsausbildung haben und 22 Prozent nicht einmal einen Schulabschluss. In der Schweiz dürfte es ähnlich sein. Oft sind Schul- und Berufsabschlüsse in aussereuropäischen Ländern zudem nur formell mit denen von hier zu vergleichen.

Zwar hat der Bund im letzten Dezember angekündigt, mittels einer «Flüchtlingslehre» junge Asylanten für den Arbeitsmarkt fit zu machen. Doch frühere Versuche mit solcher Sonderförderung endeten ernüchternd. Ein Pilotprojekt des Bundes in den Jahren 2006 und 2007 zeigte, dass nur gerade ein Viertel der Absolventen eines mehrmonatigen Förderprogramms einen festen Job ergattern konnte (*Weltwoche* Nr. 3/16). Sind Spezialausbildungen für Flüchtlinge erfolgreicher – wie etwa der Lehrgang Riesco der Schweizer Gastrobranche –, liegt das meist daran, dass nur überdurchschnittlich qualifizierte Bewerber aufgenommen werden.

Die Sozialhilfequote unter Schweizer Ex-Asylanten dürfte in den nächsten Jahren kaum fallen. Im Gegenteil: 2015 kamen fast 40 000 neue Asylsuchende ins Land – satte zwei Drittel mehr als im Jahr zuvor. Umgekehrt gibt es wegen des Strukturwandels tendenziell immer weniger Jobs mit geringen Anforderungen. Beunruhigend ist zudem, dass jüngst vor allem die Zahl der Asylbewerber aus Afghanistan stark zugenommen hat. Diese sind in der Regel besonders schlecht qualifiziert. ○

# Störender Kleinaktionär

Aus historischen Gründen sitzt der Gewerbeverband noch auf zwanzig Aktien der Publisuisse. Diese behindern den Bau des Joint Venture zwischen Swisscom, Ringier und SRG. *Von Florian Schwab*

Anfang August 2015 haben die beiden Staatsbetriebe Swisscom und SRG sowie das private Verlagshaus Ringier ihre Zusammenarbeit in der Werbevermarktung, das sogenannte Joint Venture, angekündigt. Ein halbes Jahr später präsentiert sich der Verband Schweizer Medien (VSM) in Gefechtsformation gegen das Joint Venture. Der geplante halbstaatliche Gigant auf dem Schweizer Werbemarkt hat sämtliche Abwehrkräfte im Verlegerverband mobilisiert. Im Herbst trat Ringier im Streit aus, wie auch die Verbandsdirektorin. Seither sind die privaten Medienhäuser im VSM unter sich und kämpfen einig gegen die Werbeallianz.

Die privaten Verleger haben am Dienstag in einen Sitzungsraum mit dem vielsagenden Namen «Jagdzimmer» am Zürcher Hauptbahnhof eingeladen. Anwesend sind der Präsident, *Südostschweiz*-Verleger Hanspeter Lebrument, sowie der Vizepräsident, Tame-

suisse, die seit den 1970er Jahren für die Vermarktung der Fernsehwerbung zuständig ist. Ursprünglich war der SGV mit vier Prozent beteiligt, der Bauernverband ebenfalls mit vier Prozent, der Vorort (Economiesuisse) mit acht Prozent, die Zeitungsverlage mit vierzig Prozent und die SRG mit vierzig Prozent. Über die Jahre haben alle Aktionäre ausser dem SGV ihre Anteile an die heute dominante SRG verkauft. Eine Kapitalerhöhung Anfang der 2000er Jahre reduzierte den Anteil des SGV auf 0,2 Prozent, da dieser nicht mitzog.

### «Wir wollen ein Verbot. Punkt.»

Die Publisuisse soll jetzt auch im Inventar des Joint Venture aufgehen, und offenbar stört der Kleinaktionär das Bild. Die SRG ist deshalb auf Hans-Ulrich Bigler, FDP-Nationalrat und Gewerbedirektor, zugegangen und hat ein eher knausriges Kaufangebot für die zwanzig Aktien vorgelegt, welches das Präsidium des SGV abgelehnt hat. Die SRG hat bereits angekündigt, den störenden Kleinaktionär unter diesen Umständen gerichtlich aus dem Aktionariat entfernen zu wollen. «Squeeze-out» heisst das entsprechende Zauberwort aus dem Fusionsgesetz. Hans-Ulrich Bigler bestätigt auf Anfrage diese Darstellung von Lebrument.

Mit einer Mischung aus Faszination und Grauen sowie einem Quäntchen Belustigung sehen die Verleger dem Schauspiel um den widerspenstigen Gewerbeverband und seinen Direktor zu. Der ernste Kern: Lebrument und Supino befürchten, dass den kleinen Verlagshäusern, die



**Vehementen Widerstand:** Verleger Supino (l.), Lebrument.

sich dem Joint Venture anschliessen müssten, weil ihnen betriebswirtschaftlich nichts anderes übrigbleibt, das Schicksal des SGV in der Publisuisse drohen könnte: Zunächst marginalisiert und schliesslich *squeezed out* zu werden. Der neue Werbemarkt-Riese, so ist Tamedia-Präsident Supino überzeugt, würde zu einem wichtigen Treiber der Konzentration im Schweizer Medienmarkt – in den Händen des Staates.

Die Konzentration gelte es mit allen Mitteln zu bekämpfen. Sämtliche Verbandsmitglieder stünden hinter der harten Linie, betont Supino. Diese heisst: Das Bundesamt für Kommunikation von Doris Leuthard (CVP) soll dem Zusammenschluss den Riegel schieben: «Wir wollen ein Verbot. Punkt.» ○

Der Wirtschaftsverband gehörte zu den Gründungsaktionären der heutigen Publi-

# Gesucht: Das Gegenteil

Der Mann, der in der Schweiz für die Energiewende missionierte, geht in Pension: Walter Steinmann, Direktor des Bundesamtes für Energie. Seinen Nachfolger sucht er gleich selbst: mit einer Stellenanzeige, die seine verkehrten Vorstellungen entlarvt. *Von Markus Schär*



*Mit Visionen imponieren, mit Milliarden jonglieren:* Walter Steinmann.

Der Tweet zum Jahresanfang sorgte für Aufsehen. «BFE-Direktor Walter Steinmann sucht Nachfolger», kündete das Bundesamt für Energie an. Die Kurzmeldung war mit einem grossen Foto des Direktors am Rednerpult ergänzt. Und am Tweet hing das offizielle Stelleninserat.

Die Meldung befremdete auch jene, die sie begrüßten: Es dürfte eine Premiere sein, dass ein Bundesamtsdirektor selber seinen Nachfolger sucht. Diese höchst einflussreichen Posten besetzen die Departementschefs, meist aufgrund ihrer politischen Einstellung, und sie benötigen dafür den Segen der Landesregierung. Aber Walter Steinmann ist kein Bundesamtsdirektor wie jeder andere, wie das – nach seinem Bild entworfene – Anforderungsprofil seines Nachfolgers zeigt:

*Das Bundesamt für Energie sorgt für eine sichere, breitgefächerte, umweltorientierte sowie wirtschaftliche Energieversorgung unseres Landes.*

Wir leben in der Schweiz bekanntlich in einem – zumindest dem Grundsatz nach – marktwirtschaftlichen System. Das Energiegesetz hält deshalb in Artikel 1 fest, das Gesetz (nicht das Bundesamt) solle «zu einer ausreichenden, breitgefächerten, sicheren, wirtschaftlichen und umweltverträglichen Energieversorgung beitragen». Und es sagt in Artikel 4, eigentlich für alle Alphabeten klar: «Die Energieversorgung ist Sache der Energiewirtschaft.»

## Vernichtende Bilanz

Aber Walter Steinmann macht seit je keinen Unterschied zwischen Wirtschaft und Staat, Gesetz und Person. 1988 gab der Sozialdemokrat seine Dissertation über die Verflechtung von Wirtschaft und Staat in der Schweiz heraus, begonnen am ORL-Institut der ETH Zürich und angenommen an der Uni Konstanz (vom SP-Politiker Wolf Linder). Schon seit 1981 arbeitete er als Delegierter für Wirtschaftsförderung in Baselland, 1988 wechselte er als Wirtschaftsförderer in seinen Heimatkanton Solothurn, 1994 rückte er zum Chef des neugeschaffenen kantonalen Amtes für Wirtschaft und Arbeit auf. Das heisst: Der Mann, der seit 2001 auf einem der wichtigsten Staatsposten für die Schweizer Wirtschaft sass, hantierte in seinem ganzen Berufsleben immer mit dem Geld anderer Leute – jenem der Steuerzahler.



*In dieser Funktion steuern und leiten Sie das Amt und gestalten weitreichende Weichenstellungen im Energiebereich mit.*

«Wegen der wachsenden Vernetzung mit dem Ausland bekommt die Versorgungsautonomie in Zukunft einen geringeren Stellenwert», sagte Walter Steinmann dem *Tages-Anzeiger* im Dezember 2001, nach sechs Monaten im Amt. «Weil wir die Stromproduktion nicht stark ausbauen können, müssen wir vermehrt mit dem Ausland zusammenarbeiten.» Ein rascher Atomausstieg käme sehr teuer zu stehen, warnte er. Aber auch: «Bei der Suche nach einem Endlager für den Atommüll drängt die Zeit.» Eine Bilanz vierzehn Jahre danach – vor allem bei den beiden Hauptaufgaben: internationale Zusammenarbeit, also Strommarktöffnung einerseits, sicheres Betreiben der Kernkraftwerke und das Endlagern des Atommülls andererseits – fällt vernichtend aus: Walter Steinmann hat nahezu nichts erreicht, auch nichts bei der Stromproduktion, die er jetzt doch mit Subventionsmilliarden stark ausbauen will.

#### Freipass Fukushima

Bei der Endlagerung wies die (von der Stromwirtschaft gegründete) Nagra schon 2006 die Sicherheit nach. Zu den Endlagern aber führt das Bundesamt einen ewigen «partizipativen

Prozess», in dem es mit immer neuen Generationen von Lokalpolitikern verhandeln muss. Und die Strommarktöffnung scheiterte, weil Walter Steinmann in der Abstimmung über das Elektrizitätsmarktgesetz von 2002 – seiner «Feuertaufe» (*Aargauer Zeitung*) – seine Genossen nicht für sich gewann. Heute glaubt niemand mehr an eine völlige Strommarktöffnung, die Voraussetzung für ein Abkommen mit der EU. Das machte Bundesrätin Doris Leuthard kürzlich der zuständigen Ständeratskommission klar. «Wenn die lange Bank noch zehn Meter länger wäre», sagt ein Ständerat, «dann würde Leuthard das Geschäft dorthin schieben.»

*Sie entwickeln zusammen mit andern Bundesstellen und mit den Kantonen eine zielgerichtete Politik in den Bereichen Energieversorgung und Energienutzung.*

Auch dieser Satz zeigt: Walter Steinmann hatte in der Staatskunde einen Fensterplatz. Die Politik machen in der Schweiz das Parlament und der Bundesrat, dies im Auftrag des Volkes und bei allen umstrittenen Fragen nur mit seiner Zustimmung. Das Bundesamt vollzieht die Gesetze – wie gezeigt, hat es dabei einen kläglichen Leistungsausweis.

Nach Fukushima im März 2011 kippte aber alles. Von der rot-grün beherrschten Verwal-

tung angefeuert, trieb der Bundesrat das Parlament mit der Energiewende vor sich her. Und Walter Steinmann konnte endlich machen, was er am liebsten macht: mit Visionen imponieren und mit Milliarden jonglieren. Fünf Jahre spä-

#### Er hantierte immer mit dem Geld anderer Leute – jenem der Steuerzahler.

ter scheidet die Energiewende in Deutschland grandios, und von der Energiewende in der Schweiz bleibt nach der Beratung im Parlament wohl nur das Minimum. Trotzdem wehrt sich Bundesbern immer noch dagegen, dass sich das Volk zur Energiestrategie äussern kann. Dafür schrieb das Bundesamt im November 2015 die mehr als drei Millionen Franken schwere Kampagne «Wir bauen Energiezukunft» aus. Ziel: «Schaffen von polit-gesellschaftlicher Akzeptanz für die Energiestrategie 2050» – die noch gar nicht zur Politik erhoben worden ist.

«Okkupiert von der deutschen Politik», geniesse der Begriff «Energiewende» heute in der Schweiz ein «anrüchiges Image»: «zu Recht aus meiner Sicht». Dies schrieb im August 2015 im *Tages-Anzeiger* niemand anders als Walter Steinmann, der vier Jahre lang der Schweiz die falschen Rezepte aus Deutschland oktroyiert hatte. Diese «Worthülse» sei völlig

**SUNRISE FREEDOM  
SPRICHT FÜR SICH:**

**Das clevere  
Abo ohne  
Mindestlaufzeit.**

Machen Sie es wie Roger Federer, wechseln auch Sie zum Testsieger im Kundenservice mit dem besten Netz für «mobile Telefonie»: [sunrise.ch/RF](http://sunrise.ch/RF)

**connect  
TESTSIEGER**  
Sunrise  
Hotline-Test Heft 12/2015  
[www.connect.ch](http://www.connect.ch)

**connect  
SEHR GUT**  
Sunrise  
Mobilfunknetztest Heft 12/2015  
[www.connect.ch/specials/netztest](http://www.connect.ch/specials/netztest)

Testsieger im Hotline-Kundenservice. Bestnote in der Kategorie «Mobile Telefonie» im Netztest.

Das macht Sinn. **Sunrise**



*Nahezu nichts erreicht: Protest gegen Endlager für den Atommüll bei Bözberg AG.*

unzureichend, denn es geht nicht um eine Wende, sondern um einen Umbau, also einen langfristigen Prozess: «Gelingt dieser zeitgemässe Ansatz einer integralen Energiepolitik, wird sie zu einem Gesellschaftsprojekt, das alle angeht. Sie muss dem Einfluss der oft in Partikular- und Profilierungsinteressen verstrickten Wende- und Antiwende-Politiker entzogen werden.» Das heisst, einmal mehr: Die einzig wahre Energieversorgung kann nur das Bundesamt schaffen.

### Brillant im Verfilzen

Der St. Galler Professor Peter Hettich gab dem Bürokraten im Allmachtswahn zu bedenken: «Der Satz bringt eine fundamentale Fehleinschätzung zum Ausdruck. Keine <Politik> wird zu einem <Gesellschaftsprojekt>, solange sie nicht gesellschaftlich akzeptiert ist. In der Schweiz wird die Akzeptanz politischer Projekte aber üblicherweise an der Urne zum Ausdruck gebracht. Diesen Schritt will die Politik bewusst vermeiden.»

*Sie verfügen über eine breite Erfahrung bezüglich politischer Entscheidungsprozesse in der Schweiz.*

Zumindest in einer Disziplin brilliert Walter Steinmann: dem Verfilzen. Der Sozialdemokrat bekam 2001 seinen Posten bei SP-Bundesrat Moritz Leuenberger dank dessen SP-Generalsekretär Hans Werder, einem Studienfreund. Und er knüpft weiter Seilschaften und webt am Beziehungsnetz. Eine Assistentin der ersten Jahre sass damals im Berner Grossen Rat und führt jetzt als Co-Generalsekretärin die Geschäfte der SP Schweiz: Flavia Wasserfallen. Der Zuständige für die Entsorgung radioaktiver Abfälle, Michael Aebersold, leitet die

SP-Fraktion im Berner Grossen Rat. Und der Verantwortliche für die regionale Partizipation, Stefan Jordi, steht der SP der Stadt Bern vor. Dank der Suche nach Endlagern, die an kein Ende kommt, können die Staatsangestellten mit Höchstlöhnen ihre Energie für die Politik einsetzen.

Den Zuspruch erkaufte sich Walter Steinmann mit milden Gaben. So mit dem «Watt d'Or», dem «Schweizer Energiepreis für exzellente Leistungen», den er Anfang Jahr zum zehnten Mal vergab. In der Jury um SP-Ständerrätin Pascale Bruderer Wyss als Präsidentin sitzen der grüne Nationalrat Daniel Brélaz, CVP-Fraktionschef Filippo Lombardi, alt CVP-Nationalrat Urs Hany, WWF-Aktivist Patrick Hofstetter und – aus unerfindlichen Gründen – alt Vizebundeschkanzler Achille Casanova (CVP), aber kein Politiker von FDP oder SVP. Einen Preis ergatterte diesmal auch GLP-Nationalrat Jürg Grossen, der in seinem Elektroplaner-Büro dank einer Investition von 300 000 Franken ein Viertel des Stromes und die Hälfte der Heizkosten spart. (Man rechne!) Die Preisträger dürfen ihre Errungenschaften auch bei der Schweizer Vertretung Swissnex in Boston vorführen, gemäss Insider hält sich das Interesse der Amerikaner jedoch in engen Grenzen.

Als Schmiermittel dienen aber vor allem die Millionenaufträge des Bundesamtes. Die Finanzkontrolle rüffelte es letztes Jahr wegen seiner Beschaffungspraxis: Von Januar 2013 bis Juni 2014 hatte es von 1045 Verträgen 959 unter der Hand vergeben – und die Verträge mit wenigen Ausnahmen erst nach Beginn der Laufzeit unterzeichnet. Aber dieser freigiebige, sorglose Umgang mit Steuergeldern, der sich zumindest als Beziehungskorruption be-

zeichnen lässt, macht seit je den Stil von Walter Steinmann aus.

*Ihre Führungskompetenzen ermöglichen Ihnen, die Amtsziele ressourcenorientiert und effizient gemeinsam mit Ihren Mitarbeitenden umzusetzen.*

Alle hätten es wissen können. Kurz nachdem Walter Steinmann im Juli 2001 sein Amt in Bern angetreten hatte, platzte in Solothurn der Skandal: Die kantonale Finanzkontrolle prüfte nach dem Abgang des Amtschefs, ob er 1998 beanstandete Mängel behoben hatte. Und sie deckte auf, dass dem Kanton ein Millionenschaden drohte, weil das Amt für Wirtschaft und Arbeit, von Walter Steinmann auf die fünffache Mitarbeiterzahl aufgebläht, auch Arbeitslosenprojekte von betrügerischen Sozialfirmen vorfinanziert hatte. Als Verantwortlicher musste er 2008, nach einer Niederlage vor Bundesgericht, dem Kanton 100 000 Franken Schadenersatz bezahlen.

### Job-Segen für die Energiewende

Doch beim Bund konnte der Chef weiterwurseln. Das Budget des Bundesamtes betrug 2002 noch 140,1 Millionen Franken und belief sich 2015 auf 499,9 Millionen – eine Steigerung um 257 Prozent. (Für 2016 musste das Bundesamt eine Budgetkürzung um 40 Millionen hinnehmen.) Die unglaubliche Kostensteigerung kommt von Investitionsbeiträgen von 354 Millionen im letzten Jahr und von 317 Millionen in diesem Jahr. Das Budget 2016 vermerkt dazu: «Dabei handelt es sich um besonders erfolgversprechende, naturgemäss aber risikobehaftete Projekte, die zum Ziel haben, neue Technologien bekannt zu machen sowie den Energiedialog und die Sensibilisierung zu fördern.» Und: «Die über die Kredite Gebäudeprogramm und Technologietransfer ausgerichteten Investitionsbeiträge werden vollständig wertberichtigt.»

Den kleineren Teil der Mehrausgaben verursachte das Aufblähen der Mitarbeiterzahl wegen der Energiewende: Die Personalkosten stiegen in dieser Zeit «nur» von 23,8 auf 37,9 Millionen, also um 58 Prozent, dafür steigen sie im laufenden Jahr weiter. Dabei kündete Walter Steinmann schon im Herbst 2014 an, er verfüge nach dem Abschluss der Arbeiten an der Energiestrategie über ungenutzte Kapazitäten und bereite deshalb eine Totalrevision des Stromversorgungsgesetzes vor. Davon wollten Politik und Wirtschaft nichts wissen, deshalb gibt es im Bundesamt weiter freie Kapazitäten: Wenn aus der Energiewende nichts wird, muss es eine dreistellige Mitarbeiterzahl entlassen.

Das Fazit: ein Ökonom, der Steuergelder verschwendet, ein Bürokrat, der ein «Gesellschaftsprojekt» erträumt, ein Chefbeamter, der die Gesetzesgrundlagen missachtet und die Politik verhöhnt – das Anforderungsprofil für den Nachfolger von Walter Steinmann ist klar: sein Gegenteil. ○



# Vorsicht mit Randständigen

Weil er Gutes tun wollte, vermietete ein Rentner seine Wohnung in Winterthur an eine Flüchtlingsfamilie aus dem Kongo. Das hätte er besser sein lassen. Als das Experiment scheiterte, zog das Sozialamt all seine Garantien zurück. Der Schaden ist beträchtlich, der bürokratische Aufwand ebenso. *Von Alex Baur*

Die alleinerziehende Mutter mit ihren zwei herzigen kleinen Kindern tat ihm leid. Obwohl es andere Interessenten gab, überliess Oswald Sarner\* im Juli 2013 die frisch renovierte Dreizimmerwohnung in einem Aussenquartier von Winterthur deshalb Marie M'bongo\*. Die Kongolesin lebte zwar von der Sozialhilfe, und der 67-jährige Rentner Sarner war auf den Mietzins angewiesen. Doch das Sozialamt von Pfungen ZH, wo M'bongo zuvor angemeldet gewesen war, stellte dieser eine tadellose Referenz aus; das Sozialamt in Winterthur garantierte für die Zahlung der Miete (monatlich 1600 Franken brutto) inklusive Depot (3000 Franken).

Bald stellte sich heraus, dass Frau M'bongo jedes Vorurteil übertraf, das über Afrikaner kursiert. Sie focht um die Hausordnung (Kehricht, Waschküche, Parkplätze), reagierte aggressiv auf Klagen, verkrachte sich mit allen Mitbewohnern. Die teuer renovierte Wohnung war in kürzester Zeit eine Ruine, Einschreiben nahm sie prinzipiell nicht entgegen, die Türklingel hatte sie demoliert, fast wöchentlich sprach die Polizei mit Zahlungsbefehlen vor. Im Frühling 2015 kündigte Sarner deshalb die Wohnung auf Ende Juli. Auf Bitte des Sozialamts Winterthur erstreckte er das Mietverhältnis jedoch bis Ende September.

«Wenn Frau M'bongo bis dann keine Wohnung findet, wird sie in irgendeiner Notunterkunft untergebracht», versicherte man dem Vermieter bei der «Abt. Asyl» des Sozialamts schriftlich, eine «zusätzliche Vereinbarung ist unnötig». Als der Auszugstermin nahte, die Kongolesin keine Anstalten zum Packen traf und auch keine Nachmieter zur Wohnungsbesichtigung zuließ, meldete Sarner dies dem Sozialamt. Doch bei der Abteilung Asyl wollte man von den früheren Versprechen nichts mehr wissen. Die Sache gehe die Stadt nichts an, schrieb der Abteilungsleiter, «es kann nicht sein, dass der Profit (Mietvertrag) privatisiert ist und die Kosten bei Problemen auf den Staat übergewalzt [sic!] werden». Überhaupt sei der Vermieter schuld, dass er sich nun mit dieser Frau herumschlagen müsse, die in Pfungen schon Probleme gemacht habe.

Er wolle bloss, dass die Stadt ihre Versprechen einlöse, mailt Sarner freundlich zurück und erinnert an die positiven Referenzen aus Pfungen. «Ich verfüge über keine Notunterkünfte», antwortet der Leiter der Abteilung Asyl. Falls M'bongo nicht ausziehe, müsse Sarner halt eine gerichtliche Ausweisung erwirken. Denn: «Ich halte fest, dass Sie die Sorg-

faltspflicht nicht eingehalten haben. Jedes Sozialamt wird eine positive Auskunft erteilen, damit sie einen Sozialhilfefall loswird.» Sarner beschwert sich in der Folge schriftlich bei Sozialvorsteher Nicolas Galladé (SP). Dieser lässt sich für eine nette, aber unverbindliche Antwort einen Monat Zeit: Bei der Kommunikation sei wohl «einiges nicht optimal gelaufen», doch leider könne er nichts tun.

## «Gute Kooperation»

Am 26. Oktober 2015 ordnet das Bezirksgericht Winterthur die Zwangsausweisung der Mieterin an. Obwohl der Vermieter in allen Punkten recht bekommt, muss er die gesamten Verfahrenskosten tragen (mit dem Hinweis, er müsse seine Auslagen selber bei der mittellosen Mieterin eintreiben). Als die Zwangsausweisung am 10. Dezember endlich erfolgt, ist kein Sozialarbeiter zugegen. Entgegen dem Versprechen von Sozialvorsteher Galladé erscheint auch kein Vertreter des Mieterverbands vor Ort, der das Übergabeprotokoll unterschreiben könnte. Wie Galladé schriftlich mitteilt, hat M'bongo die strikte Anweisung erhalten, nichts zu unterschreiben.

Das Kalkül des Sozialamts ist durchsichtig: Ohne Abnahmeprotokoll kann Sarner die Mietkaution nicht auslösen, die damit an die Mieterin zurückgeht. Das Sozialamt weigert sich sogar, die Dezembermiete zu zahlen. Mit

Mail vom 10. Dezember 2015 beschwert sich Sarner bei Sozialvorsteher Galladé. Der Schaden in der (ungereinigt verlassenen) Wohnung ist beträchtlich. Böden, WC-Schüssel und Türklingel sind beschädigt, der neue Kochherd und Dampfzug demoliert, Wände müssen neu gestrichen werden, diverse Schlüssel fehlen. Erfolglos bittet der Rentner um die Kooperation des Sozialamts, damit er den Schaden wenigstens bei der Haftpflichtversicherung melden kann. Der Schadenexperte sei vor Ort gewesen und habe Kulanz signalisiert.

Sarners Schreiben blieb unbeantwortet, der Amtsschimmel spielte nun auf Zeit. Das änderte sich schlagartig, als die *Weltwoche* am letzten Freitag Sozialvorsteher Galladé mit dem Fall konfrontierte. Noch am gleichen Nachmittag meldete sich Stabschefin Eva Weishaupt bei Sarner, räumte Fehler ein und stellte eine unbürokratische Lösung in Aussicht. Eine «gute Kooperation» mit den Vermietern sei der Stadt sehr wichtig.

Tatsächlich haben es Randständige schwer, in Winterthur eine Bleibe zu finden. Im letzten Juni demonstrierten Asylbewerber vor dem Stadthaus gegen Diskriminierung auf dem Markt. Dass es dafür handfeste Gründe gibt und das Problem auch bei der Bürokratie liegen könnte, kam keinem in den Sinn.

\* Namen geändert



Diskriminierung? Asylbewerber in Winterthur.

# Widerspenstige Bergler

Im Kampf um einen zweiten Gotthard-Strassentunnel hat der Kanton Uri gegen das frühere Untertanenland Tessin einen schweren Stand. Die Erfüllung des Südschweizer Traums von einer zweiten Röhre ist zum Greifen nah. *Von Hubert Mooser*

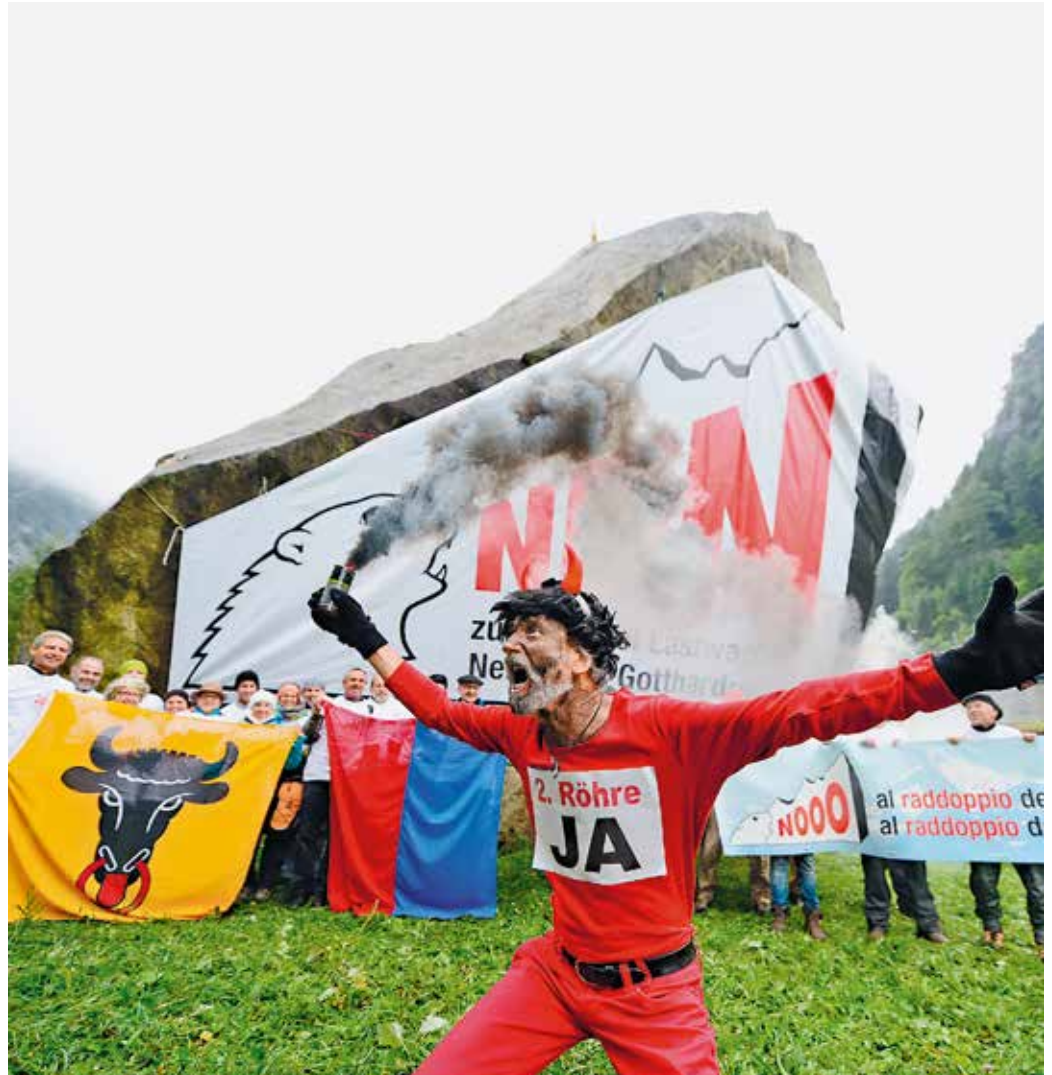
Der Gotthard hat die Geschichte der Eidgenossenschaft geprägt wie kein anderer Alpenpass: Die Begehbarmachung der Schöllenen Schlucht im 13. Jahrhundert schuf die Voraussetzung für den Waren- und Personenverkehr nach Süden. Die Urner profitierten über Jahrhunderte vom Transitverkehr. Aber seit die Reisenden ohne Rast in Altdorf in ihren Karossen gegen Süden brettern, haben die Urner etwas weniger Freude an dieser Strasse.

Bei jedem geplanten Ausbau der Gotthardachse legen sich die widerspenstigen Bergler quer. Vor 21 Jahren führte der damalige Urner Landammann Hansruedi Stadler (CVP) gar ein Freudentänzchen auf, als die Stimmbürger die Alpeninitiative annahm. Dieser Verfassungsartikel verbietet die Ausweitung der Verkehrskapazitäten am Gotthard. In bester Urner Tradition kämpft jetzt auch die gegenwärtige Frau Landammann, Heidi Z'graggen (CVP), gegen einen neuen Strassentunnel.

## Gift für künftige Investitionen

Nach einem Freudentänzchen sieht es diesmal nicht aus. Am 28. Februar stimmt die Schweiz über den Bau einer zweiten Gotthardröhre ab. Die letzte Trendumfrage des Schweizer Fernsehens zeigt die Tunnelbefürworter mit 64 Prozent Zustimmung im Vorteil. Das haben die Urner ihren früheren Untertanen aus der Südschweiz zu verdanken. Wie die Tessiner nach der verlorenen Tunnel-Abstimmung der Strassenverbände (Avanti-Initiative) 2004 unbeeindruckt still und leise die Strippen zugunsten eines zweiten Strassentunnels zogen, war Politik vom Feinsten. Einer tat sich dabei besonders hervor: Ständerat Filippo Lombardi (CVP), ein leidenschaftlicher Causeur und Autofahrer – mit und ohne Promille. Sein Vater Giovanni bohrte als Chefingenieur den ersten Strassentunnel durch den Fels.

Die neue politische Konstellation kam den Tessinern entgegen. Mit Bundesrätin Doris Leuthard kam 2010 eine bürgerliche Politikerin im Verkehrsdepartement (Uvek) ans Ruder. Dann stand auch der Entscheid zur Sanierung der alten Strassenröhre an. Spätestens in fünfzehn Jahren muss der Tunnel saniert werden. Leuthard liess von ihrem Bundesamt für Strassen (Astra) verschiedene Varianten prüfen: die Passstrasse länger offen lassen, eine VerladeLösung oder eben einen neuen Tunnel. «Wir sind zum Schluss gekommen, dass eine zweite Röhre die beste Lösung ist», betonte die Bundesrätin hinterher. Die Kosten für das neue



«Strukturelle wirtschaftliche Schäden»: Urner Tunnelgegner und der Ja-Teufel.

Bauwerk: 2,8 Milliarden Franken. Da beide Tunnel nur einspurig je Fahrtrichtung befahren werden dürfen, kommt es zu keiner Kapazitätsausweitung, und der Alpenschutzartikel in der Verfassung wird respektiert. Sollten die Tunnel in ferner Zukunft einmal vierspurig befahren werden, brauchte es dazu eine Verfassungsänderung und eine neue Abstimmung.

Vorerst geht es aber um einen einspurig befahrbaren neuen Tunnel. Trotz guter Umfragewerte sei die Schlacht noch nicht gewonnen, der Tessiner Staatsratspräsident Norman Gobbi weiss: «Ein Nein würde bedeuten, dass die Planung für die andere Sanierungsvariante – eine mehrjährige Vollsperrung des Strassentunnels mit provisorischem Bahnverlad – aufgenommen werden müsste.» Wegen der langen Planungs- und Genehmigungsfristen und vieler Unsicherheitsfaktoren führe diese Lösung zu

einer mindestens zehnjährigen Periode der Unsicherheit – Gift für künftige Investitionen.

Das ist schlecht für die krisengeplagte Leventina. 1478 schlugen sich bei Giornico die Truppen des Mailänder Herzoges und die Ur-

## Murmeltiere sind herzig, aber die Tunnelgegner haben ein gröberes Glaubwürdigkeitsproblem.

ner wegen dieser wilden Gegend die Köpfe ein. Heute gibt es hier nicht mehr viel, wofür sich ein Krieg lohnen würde. Der Traditionsverein HC Ambri-Piotta mit vielen Fans auch im Kanton Uri ist einer der grössten Arbeitgeber. Er wäre von einer Tunnelsperre besonders betroffen, wiederholt Ambri-Piotta-Präsident Lombardi bei jeder Gelegenheit.



Gobbi, der wie Lombardi aus der Leventina stammt, warnt: «Es würde zu strukturellen wirtschaftlichen Schäden führen, den Tourismus und die Logistikbranche schwächen.»

Doch die Tessiner reagieren gereizt, wenn man nach konkreten Zahlen fragt. Die Nationalstrassen und ihre technischen Einrichtungen müssten so unterhalten werden, dass die Verfügbarkeit der Strasse möglichst uneingeschränkt bleibe, sagt der Cheflobbyist des Kanton Tessin, Jörg De Bernardi. Bei der Sanierung des Belchentunnels baue man ohne Diskussion eine dritte Röhre ohne Kapazitäts-erweiterung.

Frau Landammann Z'graggen beurteilt die Situation etwas anders: Für die dringendste Sanierung sei keine Vollsperrung notwendig. Der temporäre Verlad von Autos und Lastwagen auf die Bahn sei schnell umsetzbar und kostengünstiger. Diese Argumente klingen genauso wenig überzeugend wie das Alphornspiel des Kampagnenleiters der Alpeninitiative, Andreas Weissen. Murmeltiere auf Plakaten und Alphornklänge sind herzlich, aber die Tunnelgegner haben ein gröberes Glaubwürdigkeitsproblem.

### Dramatische Gefahren

Zum Beispiel beim Thema Sicherheit: Dieselben rot-grünen Kreise, die sich gegen eine zweite Röhre engagieren, lobbyierten in Bern für das Strassensicherheitsprojekt «Via sicura». Es verlangt die Eliminierung von keinen fehlerverzeihenden Strassen, die Sanierung von Unfallschwerpunkten und Gefahrenstellen. «Ein Tunnel, in dem der Verkehr nicht richtungsgetreunt verläuft, ist zweifelsfrei keine fehlerverzeihende Infrastruktur», sagt SVP-Fraktionschef Adrian Amstutz. Über siebzehn Kilometer lang werden im Gotthardtunnel Fahrfehler nicht verziehen, die Lenker dem Risiko einer dramatischen Eskalation preisgegeben – unter Umständen mit gravierenden Folgen für schuldfreie Dritte.

Beispiel Verladeterminale: Die von den Gegnern vorgeschlagene Lösung mit Verladeterminale würde zu Umgehungsverkehr über den Simplon (Wallis) und den San Bernardino (Graubünden) führen, wie aus früheren Berichten des Astra hervorgeht. Auf dem Simplonpass würde die Belastung von rund 7200 Fahrzeugen pro Tag auf 9600 Fahrzeuge steigen. Dabei verunglücken auf dieser für den Schwerverkehr ungeeigneten Strecke heute regelmässig Lastwagen.

Beispiel Neat: Die Co-Präsidentin der Grünen, Regula Rytz, wehrte sich mit Herzblut gegen einen zweiten Tunnel – mit Verweis auf den neuen Bahntunnel am Gotthard. Im September 1991 allerdings kämpften die Grünen gegen die geplante neue Alpentransversale (Neat) – ein (nutzloses) Zeichen gegen den wachsenden Transitverkehr. – Der Gotthard wird die Geschichte der Eidgenossenschaft auch weiter prägen.

# «Primitivstes Stammtischgejohle»

Chefredaktor Marco Boselli nimmt Stellung zum Vorwurf, 20 Minuten unterdrücke heikle Debatten. Von Peter Keller

**Herr Boselli, zu belanglosen People-Themen wie dem «Dschungelcamp» darf sich Ihre Leserschaft online äussern, nicht aber zum Asylwesen oder zum Islam. Dort ist die Kommentarfunktion in der Regel ausgeschaltet. Scheuen Sie die freie Meinungsäusserung?**

Überhaupt nicht. Wir unterdrücken auch keine Debatten. Wir haben rund zwölf- bis fünfzehntausend Kommentare pro Tag und publizieren zirka zwei Drittel davon. Wir gehen heikle Themen an – aber anständig, nämlich journalistisch.

**Die Weltwoche hat von einer Kultur der Feigheit gesprochen.**

Wir lassen auch jetzt noch Debatten zu, aber nach Köln hatten wir eine Eruption von Hasskommentaren, die uns selber überrascht hat. Es gab schon vorher kritische Äusserungen, aber auf diese neue Qualität der Fremdenfeindlichkeit mussten wir reagieren. Das war keine Debatte mehr, sondern primitivstes Stammtischgejohle.

**Nicht nur Sie machten diese Erfahrung.**

Das ist so. Auch der Spiegel oder die Süddeutsche lassen in diesem Bereich praktisch keine Kommentare mehr zu. Problematisch wird es, wenn man sich auch journalistisch nicht mehr an diese Themen wagt. Diesen Vorwurf kann man 20 Minuten im Gegensatz zu vielen deutschen Medien nicht machen. Wir gehen ran, ohne ideologische Scheuklappen. Aber recht kann man es in Sachen Kommentare ohnehin niemandem machen. Je nach Sichtweise sind wir Hetzer, Feiglinge oder Zensoren.

**Wer entscheidet, ob man einen Artikel kommentieren darf?**



«Grenzen der Meinungsfreiheit»: Boselli.

Der Redaktor. Am Schluss schaut sich das der Blattmacher nochmals an. Aber eben, nach Köln war alles anders. Man hätte sich diese Ventilfunktion zwar gewünscht, aber es taten sich Abgründe auf, die wir nicht verantworten konnten.

**Auch rechtlich nicht?**

Das Haftungsrisiko für widerrechtliche Kommentare ist für uns als Medienunternehmen mit Sitz in der Schweiz wesentlich grösser als bei Social Media wie Twitter und Facebook. Man könnte mich als Chefredaktor belangen.

**Unter dem Hinweis «Die häufigsten Arten von Kommentaren, die wir nicht veröffentlichen» findet sich zuoberst der Beispielsatz: «Die sollen dort bleiben, wo sie herkommen». Ist das jetzt schon rassistisch?**

Wahrscheinlich nicht. Diese Aussage finden Sie so oder ähnlich bei uns auch in vielen Kommentaren. Aber worin soll der Mehrwert für unsere Nutzer bestehen, wenn er den gleichen Satz achtzig Mal unter einem Artikel lesen kann? Grundsätzlich gibt es ein grosses Missverständnis, wenn der Leser meint, er könne seinen fremdenfeindlichen Müll überall deponieren, quasi als Menschenrecht. Es gibt Grenzen der Meinungsfreiheit, das hat inzwischen auch Facebook begriffen. Wir bezahlen zudem einen sechsstelligen Betrag für die Freischalter. Es macht keinen Sinn, diese mehrere Stunden arbeiten zu lassen, um dann unter Hunderten von Hetzkommentaren die fünf, sechs gutformulierten rauszufiltern.

**Die Übergriffe von Köln kamen nur dank sozialer Medien wie Facebook an die Öffentlichkeit. Die klassischen Medien haben versagt.**

Aber am Ende kam ja auch das ans Licht. Es dauerte zwar drei Tage und ging über Umwege, aber dann wurden die Vorfälle beim Namen genannt. Auch hier zählten wir in der Schweiz zu jenen, die früh und furchtlos berichteten.

**Bald stimmt die Schweiz über die Ausschaffung krimineller Ausländer ab. Müssen Sie hier nicht grosszügiger Kommentare erlauben, es geht schliesslich um die politische Meinungsbildung?**

Absolut korrekt. Wir haben jetzt gerade verschiedene Themen zur Durchsetzungsinitiative besprochen und dort Kommentare zugelassen. Aber auch da werden unsere Kommentarrichtlinien gelten.

# Was heisst da «überbewertet»?

Die Schweizerische Nationalbank (SNB) spricht seit einem Jahr von einem überbewerteten Franken. Mit welchem Massstab misst sie das? Wovon soll eine derart gewagte Formulierung ablenken?

Von Beat Gygi

Was ist mit dem Wechselkurs des Frankens nicht in Ordnung? Die Schweizerische Nationalbank hat vor knapp einem Jahr die Untergrenze für den Euro-Franken-Wechselkurs von 1.20 aufgehoben und die Ermittlung des «richtigen» Frankenwerts nach dreieinhalb Jahren staatlicher Stützung wieder den Märkten überlassen. Aber doch nicht ganz. «Der Franken ist weiterhin deutlich überbewertet», sagte Fritz Zurbrugg, Vizepräsident des Nationalbank-Direktoriums, vor zwei Wochen. Im November hatte Andréa Maechler, seit Mitte 2015 neue dritte Person im Direktorium, das Gleiche dargelegt. Der Präsident, Thomas Jordan, weist seit der Aufhebung der Untergrenze praktisch bei jedem Auftritt auf die Überbewertung hin.

Gleichzeitig lässt die Nationalbank-Spitze jeweils durchblicken, dass sie sich das Eingreifen am Devisenmarkt durch Kaufen von Euro und Verkaufen von Franken offenhalte, sollte der Euro-Kurs allzu tief sinken. Alles in allem kann man heute sagen: Die Währungshüter haben im Januar 2015 zwar das Seil durchgeschnitten, an dem sie ziehen konnten, sobald der Euro-Kurs an die Untergrenze kam und der Franken zu stark wurde. Aber wirklich losgelassen haben sie nicht. Sie scheinen immer noch eine Art elastisches Band in der Hand zu halten, an dem sie zu ziehen versuchen, sollte der Euro gegenüber dem Franken zu stark absacken.

Der Umgang mit elastischen Bändern ist allerdings nicht einfach, sie dehnen sich und können zurückspringen. Die Notenbankspitze setzt sich gleich mehrfach dem Druck von Interessengruppen und Öffentlichkeit aus. Die dau-

ernde Betonung der Überbewertung provoziert viele Fragen: Was sind die Indizien für eine Überbewertung? Welches ist denn der richtige Wechselkurs? Versucht die Nationalbank durch Eingriffe am Devisenmarkt die Annäherung an den «richtigen» Kurs zu beschleunigen? Die erste Grafik zeigt den Verlauf der Wechselkurse seit Januar 2015. Nach dem Absacken auf fast einen Franken ist der Euro nun nah bei 1.10 – ist das der Wert, bei dem das Reden von der Überbewertung vielleicht leiser wird?

## Bestimmtheit der SNB irritiert

Dass die Nationalbank-Führung kaum Antworten auf diese Fragen gibt, dürfte etliche Interessengruppen erst recht dazu einladen, sich auf ein Spiel gegen die SNB einzulassen. Wenn diese praktisch bei jeder Wortmeldung durchblicken lässt, die Devisenmärkte lieferten nicht die richtigen Ergebnisse, setzt sie sich selber unter Druck, das Werkzeug der Marktintervention einzusetzen. Sie hat am Devisenmarkt ja seit der Aufhebung der Kursgrenze wiederholt Euro gekauft und Franken verkauft, um den Kurs der Schweizer Währung zu drücken.

Irritierend ist vor allem auch die Bestimmtheit der Formulierungen. Wo nimmt die Notenbankführung die Gewissheit her, dass der Franken überbewertet ist? Ein Blick auf die anhaltend hohen Exporte der vergangenen drei Jahre in der zweiten Grafik, lässt ja kaum Spuren eines Frankenschocks erkennen.

Eine erste Antwort wird mit Preisunterschieden zwischen In- und Ausland begründet. Die Preise im Inland stünden – so das Argument – in keinem vernünftigen Verhält-

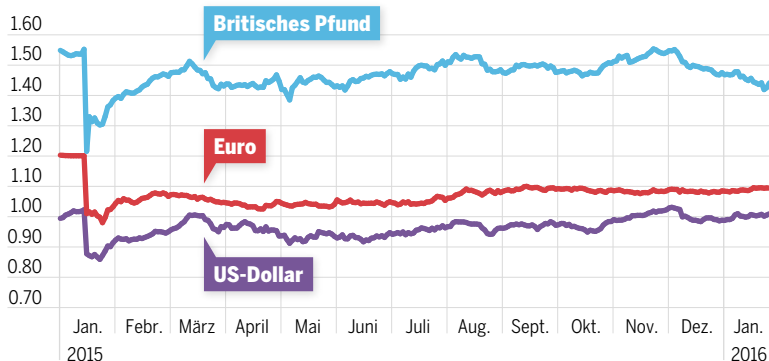
nis zu den Preisen im Ausland. Das heisst, dass die sogenannte Kaufkraftparität verletzt wird. Gemessen wird dies daran, wie viel ein bestimmter Güterkorb beispielsweise in Deutschland im Vergleich mit dem gleichen Korb in der Schweiz kostet, wenn beide in derselben Währung bezahlt werden. Ist die Differenz gross, deutet dies darauf hin, dass der Wechselkurs nicht stimmt – wenn also der Warenkorb mit Nahrungsmitteln und alkoholfreien Getränken in der Schweiz 150 Franken, in Deutschland aber nur 100 Franken kostet. Beim «richtigen» Wechselkurs wäre die Kaufkraft beidseits der Grenzen ganz ähnlich.

Dieser Argumentation schliessen sich vor allem Schweizer Exportunternehmen und Gewerkschaften gerne an. Der Schweizerische Gewerkschaftsbund hat eigene Umfragen in Firmen gemacht und ist im vergangenen Sommer zum Schluss gekommen, dass der «faire» Wechselkurs bei gut Fr. 1.30 pro Euro läge. Der Branchenverband der Maschinen- und Elektroindustrie, Swissmem, übernimmt die Einschätzung «überbewerteter Franken» der Nationalbank, ohne eigene Berechnungen angestellt zu haben. Swissmem-Präsident Hans Hess ortete im Sommer den fairen Wechselkurs zwischen 1.25 und 1.30, mit Verweis auf Kaufkraftparitäts-Berechnungen der UBS.

Nach der Einschätzung von Rolf Weder, Ökonomieprofessor und Aussenwirtschaftsexperte an der Universität Basel, dürfte ein Euro-Kurs von 1.25 die Kaufkraft auf beiden Seiten ähnlich ausfallen lassen. Dieses Bild gelte auch, wenn man statt der Lebenshaltungskosten die Produktionskosten für international handelbare Güter betrachte, die in

## Das Jahr des Euro-Schocks

Wechselkursentwicklung seit Anfang 2015: Wie viel kostet ein Euro, ein Dollar, ein britisches Pfund in Franken?

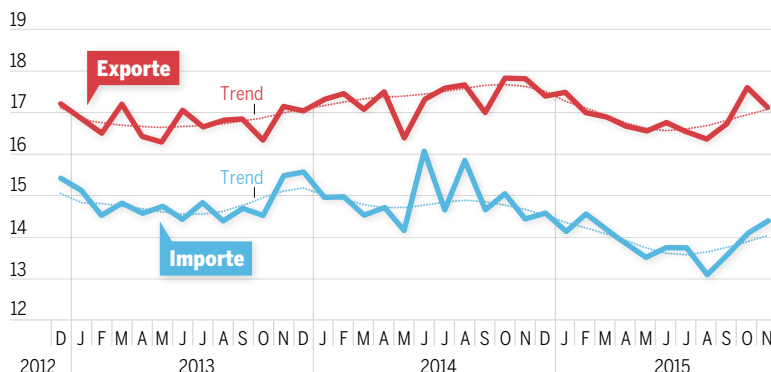


QUELLE: SCHWEIZERISCHE NATIONALBANK (SNB)

Nah bei 1.10: Franken im Vergleich zum Euro.

## Wenig Bremsspuren im Aussenhandel

Entwicklung der Exporte und Importe seit Ende 2012, in Mrd. Franken pro Monat



QUELLE: EIDGENÖSSISCHES FINANZDEPARTEMENT (EFD)

Der Frankenschock blieb mehrheitlich aus.





*Denkt die Nationalbank-Führung zu sehr an die Exporteure?* SNB-Präsident Jordan, Direktorin Maechler.

der Schweiz viel höher seien als etwa in Deutschland. Weder betont aber auch, dass sich das ändern könne. Sollten nämlich die Preise in der EU stärker steigen oder langsamer sinken als in der Schweiz, dann würde der sogenannte faire Wechselkurs des Euro sinken, so dass man sich mit der Zeit dem gegenwärtig beobachteten Wechselkurs nähern werde. Eine Überbewertung des Frankens könne so verschwinden.

Besonders brisant ist Weders Meinung nach das Verhältnis zwischen der Schweiz und Deutschland, weil der Euro als Gemeinschaftswährung der gesamten Euro-Zone für Deutschland viel zu billig und dafür für einige südliche Staaten eher zu teuer sei. Deutschland erhalte so eine speziell niedrig bewertete Währung. Das sei für Schweizer Unternehmen deswegen ein Problem, weil sie nicht nur in Deutschland und in der Schweiz in Konkurrenz zu deutschen Firmen stünden, sondern auch in Drittmärkten, speziell in der Maschinenindustrie. Dass das Verhältnis zwischen der Schweiz und Deutschland überhaupt nicht stimme, sei primär eine Folge der Währungsunion. Würde Deutschland aus dem Euro austreten, kämen die Verhältnisse wieder ins Lot. Weders Ansicht nach nehmen die EU-Politiker viel zu wenig wahr, welche Kosten sie mit ihrer nicht funktionierenden Währungsunion auch den Ländern ausserhalb der Euro-Zone auferlegen.

Andere Ansatzpunkte zur Ermittlung des «richtigen» Wechselkurses bringt Dirk Niepelt, Direktor des Studienzentrums Gerzensee und Ökonomieprofessor an der Universität Bern, ins Gespräch. Man könne den gegenwärtigen realen Wechselkurs, berechnet aufgrund von Produzentenpreisen, zum Beispiel mit dem langfristigen Durchschnitt vergleichen und die Abweichung davon als Über- oder Unterbewertung deuten. Aus dieser Sicht sei der Franken im Dezember 2014, also kurz vor Aufhebung der Untergrenze, um 4 Prozent überbewertet gewesen, im Juli 2015 dann um 14 Prozent. Aus gleicher Optik sei die Schweizer Währung Ende 2007 um 21 Prozent unterbewertet gewesen.

#### **Perspektive der Anleger geht vergessen**

Vor allem aber müsse man im Auge behalten, dass an den Devisenmärkten täglich in Millionen von Transaktionen riesige Summen gehandelt würden. Offensichtlich gingen diese Käufer und Verkäufer davon aus, dass die Marktpreise einigermassen richtig seien.

In ähnliche Richtung geht die Argumentation von Heinz Zimmermann, Professor für Finanzmarkttheorie an der Universität Basel. Seiner Ansicht nach werden Wechselkursfragen oft einseitig diskutiert: Bei Währungen stehe normalerweise das Umrechnen des Werts einer Maschine, einer Dienstleistung oder einer Lohnzahlung im Vordergrund. Aber Währungen seien nicht nur für die Um-

rechnung, nicht nur für das Exportieren und Importieren, sondern auch fürs Investieren wichtig. Die Perspektive der Anleger gehe oft etwas vergessen. Wenn Investoren Immobilien, Aktienpakete, Finanztitel oder Firmen kauften, dann würden sie sich immer auch für eine bestimmte Währung entscheiden. Der Schweizer Franken spiele eine prominente Rolle als Anlagewährung; die Nachfrage nach Franken werde weniger durch den Waren- und Dienstleistungshandel als vielmehr durch Anlageentscheide bestimmt. Das gelte nicht nur für die typische Rolle der Schweiz als sicherer Hafen in turbulenten Zeiten, sondern auch für viele andere Anlagen. Beispielsweise befinde sich der überwiegende Teil der Aktien der grossen kotierten Schweizer Unternehmen bei ausländischen Investoren. Dass der Franken so begehrt sei und dadurch an Marktwert gewinne, möge Exporteure vielleicht stören, aber es sei auch zu bedenken, dass Schweizer Unternehmen gerade dadurch zu einer günstigen Finanzierung kämen, da eine hohe Frankennachfrage die Kapitalkosten senke.

Denkt die Nationalbank-Führung zu sehr an die Exporteure, die gerne einen stärkeren Euro hätten, und gilt ihre Aufmerksamkeit zu wenig den Importeuren, Konsumenten und Anlegern, die ein starker Franken reicher macht? Wenn sie weiterhin so laut vom «deutlich überbewerteten Franken» spricht, muss man fast zu diesem Schluss kommen. ○

# Europa nach Merkel

Die Masseneinwanderung arabischer und nordafrikanischer Muslime gefährdet die Stabilität und die Identität Europas. Parallelgesellschaften bilden sich bereits. Politik und Medien verdrängen und tabuisieren. Als gebürtiger Syrer schwanke ich zwischen Fassungslosigkeit und Staunen. *Von Bassam Tibi*

Das Jahr 2015 war dramatisch für Europa. Es war durch die Zuwanderung von zirka 1,5 Millionen Flüchtlingen aus Nahost und Afrika gekennzeichnet. Dies ist eine demografische Lawine, die von Schleuserbanden befördert worden ist. Die Mehrheit der Flüchtlinge sind Jugendliche und junge Männer. Obwohl dieses Ereignis von der deutschen Bundesregierung ausgelöst wurde, betrifft es ganz Europa. Aufgrund der Verlautbarungen der Kanzlerin, die ein «freundliches Gesicht» zeigen wollte, wurde laut *Spiegel* allein in Afghanistan eine Million Pässe ausgestellt, in Syrien und dem Irak blüht der Handel mit falschen Pässen. Es war global bekanntgeworden, dass in Westeuropa die Grenzen nicht mehr gelten. Ende August 2015 hat die Bundesrepublik offiziell ihre Grenzen für Flüchtlinge geöffnet. Es kamen Flüchtlinge ohne Ausweise oder mit gefälschten Papieren, sie wurden registriert und in die sozialstaatlichen Leistungen einbezogen. Das ging um die Welt und hat weitere Migrationsschübe verursacht. Offiziell wurden in Deutschland 1,1 Millionen Flüchtlinge registriert, die restlichen 400 000 verstreuen sich über ganz Westeuropa.

## Leugnung der Gefahren

Das Jahr 2015 endete so dramatisch, wie es begonnen hatte. In Köln und Hamburg drangen je zirka tausend arabische Flüchtlinge in die Neujahrsfeierlichkeiten beider Städte ein. Zunächst haben sie in grösseren Gruppen Frauen umzingelt und diese dann in separaten kleineren Gruppen eingekesselt. Die eingekesselten Frauen wurden sexuell missbraucht und in einigen Fällen vergewaltigt und anschliessend beraubt. Die Polizei glänzte durch Abwesenheit. Die Hunderte von Anzeigen geschundener Frauen stellen dieses Verhalten in Frage. Hiervon ausgehend will ich drei Problem-bereiche erläutern: die illegale Migration, ethnische Armut und Parallelgesellschaften. Diese Problem-bereiche werden in den europäischen Medien als Tabuzonen behandelt, zum Schutz der Flüchtlinge vor Vorurteilen.

Ich möchte vorausschicken, dass ich ein syrischer Migrant bin, der seit 1962 in Europa lebt. Bereits nach dem Zusammenbruch des Kommunismus gab es Migrationsschübe. Aber seit 2015 erleben wir eine Flüchtlingskrise, bei der es um das Schicksal Europas geht. Im Dezember hat das Uno-Hochkommissariat für Flüchtlinge (UNHCR) die Zahl der Flüchtenden mit sechzig Millionen beziffert. Diese werden durch Merkels Willkommenskultur angezo-

gen. Wie frei kann man über dieses Thema sprechen? Warum wollen die meisten Flüchtlinge nach Europa kommen?

Vor der Aufnahme einer Debatte müssen zwei Fragen geklärt werden, um zu vermeiden, in eine akademische oder eine Links-rechts-Diskussion zu geraten. Die eine betrifft die Möglichkeit, objektive Erkenntnisse über den anstehenden Diskussionsgegenstand zu erlangen. Die andere bezieht sich auf das Recht der Meinungsfreiheit in der Diskussion über die zivilisatorische Identität Europas. Die offene Debatte wird heute als «populistische Panik-macherei» verfehmt. Europäische Postmodernisten behaupten, dass es weder eine Objektivität noch einen universellen Rationalismus gebe. Es wird unterstellt, dass jede Erkenntnis nicht mehr als eines unter zahlreichen Narrativen sei, und noch mehr: Es gebe keine europäische Identität mehr, sondern nur noch eine undefinierbare Bevölkerung, gekennzeichnet durch Vielfalt und zahllose Minderheiten. Ich bin als syrischer Muslim aus Damaskus nach Europa gekommen, wo ich die kulturelle Moderne kennengelernt habe. Ich hatte das Glück, in den sechziger Jahren bei grossen europäischen akademischen Lehrern zu studieren, als es den Unsinn der soeben zitierten Postmoderne noch nicht einmal gab. Die FAZ hat in einer Glosse zu einem von Marcel Proust ent-

## Das Problem ist, dass die Migration nicht vom Rechtsstaat, sondern von Kriminellen kontrolliert wird.

worfenen «Fragebogen», den ich 1995 ausfüllen durfte, über mich geschrieben, dass ich darüber staune, dass man die Europäer «nicht alleine über den Islam, sondern auch über die Grundlagen und Vorzüge ihrer eigenen westlich-säkularen Zivilisation aufklären» müsse. Die FAZ zitierte meine Zurückweisung der gesinnungsethischen Weltanschauung jener Europäer, die «eine Postmoderne auch gegenüber Diktatoren in Asien oder Afrika vertreten» – und dies unter dem Vorwand von Pluralismus und Werterelativismus propagieren. Auch heute, zwanzig Jahre später, trete ich gegen die Postmoderne an und stelle fest, dass es eine objektive Welt gibt, die Wissenschaftler erkennen können. Diese rationale Methode ist das Wichtigste, was ich als Syrer aus Damaskus in Europa gelernt habe. Ohne diese Methode wären die Erkenntnisse, die in diesem Artikel

enthalten sind, undenkbar. Europäischer Nihilismus lässt die Menschen dermassen erblinden, dass postmoderne Europäer objektives Wissen verleugnen und Gefahren wie die anstehende demografische Lawine aus der islamischen Welt nicht mehr sehen.

Ich bin ein Mensch, der das Europa der Freiheit gerne gegen die «Feinde der offenen Gesellschaft» (Popper) verteidigt. Als Sozialwissenschaftler stelle ich anhand der unzweifelhaften Zahlen fest, dass 2015 zirka 1,5 Millionen Menschen illegal nach Europa gekommen sind. Ich wiederhole die Zahl des UNHCR von sechzig Millionen Flüchtlingen, von denen einige Millionen bereits vor Europas Toren stehen. Es ertönt der mediale Ruf, dass Europa die Hauptlast dieser Völkerwanderung übernehmen solle. Doch Europa gefährdet seine Stabilität und Identität, wenn es duldet, dass diese Entwicklung unkontrolliert fortschreitet. Damit



*Die Welt von morgen:* Mädchen bei der Eröffnung



das nicht geschieht, müssen wir uns den Postmodernisten entgegenstellen, die Redefreiheit garantieren und eine verantwortungsethische Analyse der Lage vornehmen, die Europa als «Insel der Freiheit in einem Ozean der Gewaltherrschaft», wie Horkheimer es nennt, verpflichtet ist.

### Ist Deutschland ein *failed state*?

In traditionellen Einwanderungsländern wie den USA, Kanada und Australien besteht der Staat auf der völligen Kontrolle der Einwanderung und unterwirft diesen Prozess strikten Regeln. Die illegale Migration in Europa ist genau das Gegenteil davon. Bei dieser unkontrollierten und naturwüchsigen Zuwanderung treten kriminelle Schleuserbanden an die Stelle des Rechtsstaates. Deutschland hat seit August 2015 die Kontrolle über seine Grenzen aufgegeben. Parallel zu diesem Chaos wird ein Propagandakrieg geführt, unter anderem mit gestellten Bildern von Kindern und Frauen, um jegliche Kritik als inhuman abzustempeln. Hierbei ist es empörend, zu sehen, wie Meinungsmacher die kriminellen Schleuser als Retter oder gar als Helden zelebrieren. Schleuser werden mit jenen verglichen, die während des Kalten Krieges Menschen aus Osteuropa vor dem Kommunismus in die Freiheit des Westens

retteten. Nach Berichten von Sicherheitsexperten betragen die Einkünfte dieser Banden rund 56 Milliarden Euro pro Jahr. Diese Zahl übertrifft die Einnahmen aus Drogenhandel und Prostitution bei weitem. Es trifft zu, dass Europa demografische Defizite hat und Einwanderer benötigt. Hans-Werner Sinn vom Ifo-Institut hat in einem Interview mit dem Berliner *Tagespiegel* jedoch darauf hingewiesen, dass ein Gros der Zuwanderer Analphabeten beziehungsweise nicht oder nur schlecht ausgebildet sind, weshalb sie langfristig vom Sozialstaat leben werden – oder wie Sinn es ausdrückte: «Der Sozialstaat wird lädiert.» Er beziffert die Sozialkosten dieser Million Migranten pro Jahr mit 21 Milliarden Euro. Europa ist reich und kann damit leben. Das eigentliche Problem ist, dass die heutige Migration nicht vom Rechtsstaat, sondern von kriminellen Banden kontrolliert wird. Es ist ein Fakt, dass nicht die Menschen nach Europa kommen, die als Arbeitskräfte benötigt werden. Unter den Migranten befinden sich zudem Kriminelle und Terroristen, die die Sicherheit Europas gefährden. An den Terroranschlägen in Paris vom November waren zwei Dschihadisten mit syrischen Pässen beteiligt, die in Griechenland registriert worden waren.

Wenn europäische Politiker wie die Bundeskanzlerin wiederholen, dass die von ihnen re-

gierten Staaten die Grenzen nicht kontrollieren können, kann ich als Professor für Internationale Beziehungen nur staunen. Ich habe vierzig Jahre lang meinen Studenten auf vier Kontinenten beigebracht, dass ein Staat durch die Fähigkeit, seine Souveränität zu bewahren, definiert wird. Andernfalls gilt er als *failed state*. Es stellt sich die Frage, ob die Bundesrepublik unter Merkel ein *failed state* geworden ist. Die Zahl der illegalen Migranten von 1,5 Millionen wird zudem durch die Familienzusammenführung vervielfacht. Das ist eine gesellschaftliche Realität. In Deutschland täuschen die Medien ihre Rezipienten mit der Behauptung, die Flüchtlinge aus Syrien seien mehrheitlich Ärzte, Ingenieure beziehungsweise hochgebildete Akademiker. Ich habe vielmehr ungebildete Bauern und Jugendliche mit Gewaltneigung gesehen. Kurz: Die illegale Migration in ihrer nackten Realität erschüttert die Statik des Gemeinwesens aller europäischen Demokratien.

Mein zweites Thema ist die ethnische Armut. Auch ich finde den Kampf gegen die Armut ehrenvoll – aber eine verantwortungsethische Politik darf mit utopischen Vorstellungen wie der «Abschaffung der Armut» nicht verwechselt werden. Es gibt unterschiedliche gesellschaftliche Stufen der Armut. In Europa gelten Sozialhilfeempfänger als arm. Doch die hiesige Sozialhilfe ist oft höher als ein Mittelklasseeinkommen in den Herkunftsländern der Migranten. Der damalige Präsident Bill Clinton hatte während seiner Amtszeit eine Sozialhilfe-reform durchgeführt mit der Begründung, Sozialhilfe sei eine Hilfe in Not und kein Dauerzustand. Ein Grossteil der Armutsflüchtlinge in Europa bleiben dauerhaft Sozialhilfeempfänger. Sie bilden eine soziale Unterklasse, die durch ihre Herkunft definiert wird. Diese ethnische Bestimmung ist sozialer Sprengstoff. Das klassische Beispiel hierfür sind die Banlieues von Paris, die fast ausschliesslich von muslimischen Nord- und Westafrikanern bewohnt werden. Der britische Soziologe Anthony Giddens hat für diesen Zustand den Begriff «ethnische Armut» geprägt, um die soziale Realität bestimmter Minderheiten begrifflich zu erfassen. Aus langjähriger Forschung weiss ich, dass die muslimischen Armen die Schuld für ihre Misere in der Spannung zwischen Muslimen und «Ungläubigen» suchen, mit dem Resultat, dass sie nicht integrierbar sind – aber anfällig für Kriminalität und Extremismus.

### Islamische Enklaven

Ethnische Armut findet ihre reale soziale Entsprechung in europäischen Grossstädten «Parallelgesellschaften», ein Begriff, den ich in meiner Forschung über Migration in die deutsche Sprache eingeführt habe. Der amerikanische Islamwissenschaftler John Kelsay hat solche Gesellschaften, die in Europa existieren, aber nicht dazugehören, als Enklaven bezeichnet. Empirisch hat der Franzose Gilles Kepel



der Bait-ul-Wahid-Moschee in Hanau, 27. Mai 2015.



«Byzantinisches Geschwätz»: Bundeskanzlerin Merkel, Ministerpräsident Seehofer.

diese «banlieues de l'islam» am Pariser Beispiel untersucht. Es gibt sie indes nicht nur in Paris, sondern auch in Brüssel, London, Berlin, Köln.

Alle drei Gefahren – die unkontrollierte illegale Migration, die ethnische Armut und die Ghettoisierung – materialisieren sich in solchen Parallelgesellschaften. Historisch liessen sich die Banlieues von Paris und vergleichbare Parallelgesellschaften in Grossbritannien als Folge der Kolonialzeit einstufen. Gesellschaftspolitisch werden sie wahrscheinlich niemals behoben werden können. Wenn nun in unserer Zeit, wie seit 2015, eine unkontrollierte und illegale, millionenstarke Zuwanderung nach Europa stattfindet, dann werden vergleichbare Parallelgesellschaften überall entstehen, auch in europäischen Ländern ohne Kolonialvergangenheit, wie zum Beispiel in Schweden. Ich wage die Prognose, dass eine ungehemmte Ausbreitung der Parallelgesellschaften in Europa den Zerstörungsprozess des Gemeinwesens einleitet. Osteuropäische Länder, die dieses Schicksal nicht hinnehmen wollen, werden in westlichen Medien mangelnder Solidarität bezichtigt. Es ist beängstigend, wie Deutschland in diesem Kontext einen moralischen Imperialismus praktiziert, der sogar mit wirtschaftlichen Sanktionen verbunden wird. Ich bin als Fremder in Europa geschützt vor dem Vorwurf der Fremdenfeindlichkeit. Ich lebe und lehre seit 1973 in der Universitätsstadt Göttingen. Seit 2015 ist Göttingen nicht mehr die Stadt, die ich von früher kannte. Nicht mehr die flanierenden Studenten prägen das Gesicht der Stadt, sondern Armutsflüchtlinge, bärtige Islamisten mit ihren uniformierten Kopftuchfrauen sowie Jugendgruppen aus arabischen Ländern inklusive Eritreas. Ich frage mich, ob Europa diese Zerrüttung seines Gemeinwesens als Perspek-

tive hinnehmen muss. Um mich vor dem Vorwurf zu schützen, Vorurteile gegen Kopftuchfrauen zu haben, zitiere ich aus dem Buch meiner türkisch-islamischen Kollegin Nilüfer Göle über Schleier: «Die zeitgenössische Verschleierung der Frauen dient der Unterstreichung, dass die Grenzen zwischen der islamischen und der westlichen Zivilisation unüberwindbar sind.» Das muslimische Kopftuch ist das Emblem der Parallelgesellschaft.

### Europa und die 60 Millionen Flüchtlinge

Wird Europa nach Merckels Parole «Wir schaffen das» weiter so handeln? Wie wird es mit sechzig Millionen fertig werden? Kann Europa sein demokratisches Gemeinwesen aufrechterhalten? Es fällt auf, dass die politischen Instanzen und die Medien die globale Flüchtlingskrisenschicksalhaft hinnehmen und postulieren, dass Europa kraft seines Wohlstandes die Hauptlast der globalen Flüchtlingskrise tragen

### Ich sehe keinen Humanismus darin, wenn Jugendbanden von Damaskus und Aleppo nach Europa kommen.

solle. Die USA haben noch nicht einmal 10 000 Syrer aufgenommen, die reichen arabischen Golfstaaten haben gar keine aufgenommen. Warum Europa? Die USA halten Europa moralische Vorträge, dabei könnte man böseartig sagen, dass Europa die USA auf Schadenersatz verklagen könnte – schliesslich sind die von den USA ausgelösten Nahostkriege eine der Hauptursachen der Flüchtlingskrise.

Als Nichteuropäer, der von seinem jüdisch-europäischen Lehrer Max Horkheimer gelernt hat, sehe ich seit 2015 ein anderes Europa auf

mich zukommen. Ich werde wütend, wenn Gesinnungsethiker solche Sorgen mit dem Vorwurf der Rechtsradikalität abtun. Als Syrer leide ich mit meinem Volk und danke Europa für die Aufnahme der Kriegsflüchtlinge. Aber weder sehe ich einen Fortschritt noch einen Humanismus darin, wenn Jugendbanden von Damaskus und Aleppo als No-Future-Generation nach Europa kommen.

Erheblicher als die Sicherheitsprobleme und die Kriminalität sind indes die Folgen der entstehenden Parallelgesellschaften. Sie und ihre ethnische Armut sind nicht nur eine Überlastung – Muslime der Parallelgesellschaften pflegen auch ein anderes Narrativ für die Zukunft und Identität Europas. Mich erinnern die Debatten deutscher Politiker über Obergrenzen der Zuwanderung an die Geschichte von Byzanz. Während dort im Jahr 1453 christliche Mönche über religiöse Formeln diskutierten, belagerte ein islamisch-osmanisches Heer die Stadt und nahm diese schliesslich ein. Die islamischen Krieger haben Byzanz in Istanbul verwandelt. Heute diskutieren europäische Politiker über Obergrenzen für Flüchtlinge und deren Verteilung. Sie übersehen dabei die Zahl von rund sechzig Millionen Flüchtlingen, die vor den Toren Europas warten. Das ist Aufklärung und nicht Panikmache. Muslime nennen solche wertlosen Debatten im Rückblick auf den Fall Konstantinopels «byzantinisches Geschwätz».

Der Ursprung der Formel «Islamisierung Europas» geht nicht auf die fremdenfeindliche Propaganda der deutschen Pegida-Bewegung zurück. Der Begriff bringt die islamische Utopie zum Ausdruck, dass die Menschheit unter dem Banner des Islam zu vereinigen sei. Der von Saudi-Arabien dominierte arabische Weltkongress beschloss im Juli 1993 in Kairo, die in Europa lebenden Muslime im Rahmen einer neuen Strategie der «Da'wa» («Ruf zum Islam») zur Verbreitung des Islam zu mobilisieren. Das ist das Narrativ der islamischen Parallelgesellschaften, die bisher türkisch waren und heute um syrische, afghanische und irakische Migranten erweitert werden.

Bereits 1998 ging ich diesem Thema in meinem Buch «Europa ohne Identität?» nach. Heute, knapp zwei Jahrzehnte nach dessen Erscheinen, sehe ich mich bestätigt. Ein Europa der Flüchtlingslager und Parallelgesellschaften kann keine Identität mehr haben. Es ist jedoch noch nicht zu spät, den Trend zu stoppen – wenn die Europäer dies wirklich wollen.

Bassam Tibi ist ein deutscher Politikwissenschaftler syrischer Herkunft. Von 1973 bis 2009 war er Professor für Internationale Beziehungen an der Georg-August-Universität Göttingen. Er ist Autor zahlreicher Bücher, die in sechzehn Sprachen erschienen sind, und gilt als gefragter Experte für die arabische Welt und den politischen Islam.



# Das Märchen vom lieben Wolf

Wölfe seien für Menschen praktisch keine Gefahr. Das behaupten Umweltverbände und Gruppierungen, die die Rückkehr des Raubtieres in die Schweiz feiern. Doch das Tier kann bedrohlich werden – vor allem, wenn es seine Scheu verliert. Genau das passiert in der Schweiz. *Von Alex Reichmuth*

«Er macht nichts»: Was Hundehalter verunsicherten Spaziergängern und Joggern regelmässig entgegenhalten, ist sinngemäss auch die Devise vieler Freunde des Wolfs. «Der Mensch [...] braucht vor Wölfen keine Angst zu haben», behauptet der Verein CH Wolf. Gemäss dem Zürcher Zoologen Robert Zingg ist die von Wölfen ausgehende Gefahr für Menschen «sehr klein». Für spielende Kinder bestehe kein Risiko (*Weltwoche* Nr. 1/16). «Für den Menschen bedeuten Wölfe keine Gefahr», schreibt auch die Umweltorganisation WWF. «Sie sind scheue Tiere und meiden Menschen und Gefahren.»

So harmlos wie behauptet ist das Raubtier, das sich seit einigen Jahren in der Schweiz ausbreitet, aber nicht. In Deutschland gibt gerade ein Zwischenfall in Niedersachsen zu reden: Wölfe näherten sich unbemerkt einem Jogger, bis sie ihn berührten. Der Mann konnte sie nur mit Tritten und Schreien vertreiben. In Frankreich wurde letztes Jahr ein Sechzehnjähriger von Wölfen umringt. «Ich war ihre Beute», sagte der Bauernsohn später. Er rettete sich mit einem Schuss in die Luft aus einem Gewehr, das er bei sich trug.

2013 attackierte im US-Bundesstaat Minnesota ein Wolf einen Camper und fügte ihm eine grosse Wunde am Kopf zu. 2011 griffen in Schweden zwei Wölfe eine Spaziergängerin an. Sie hatten es wohl auf ihr Baby im Kinderwagen abgesehen. Die Frau konnte das Kind retten, nicht aber ihren Hund. 2009 hatte ein Wolf in Rumänien drei Menschen schwer verletzt, bevor er erlegt wurde.

## Zerfetzte Leiche einer Joggerin

Es gibt auch immer wieder tödliche Angriffe, wobei diese sicher viel seltener vorkommen als in früheren Jahrhunderten. So brachte 1974 im spanischen Galicien ein Wolf ein unbeaufsichtigtes Baby und einige Tage später ein dreijähriges Kind um. 1977 tötete ein Wolf im deutschen Delmenhorst ein siebenjähriges Kind. In den neunziger Jahren sollen in Weissrussland drei Menschen von Wölfen tödlich verletzt worden sein – darunter ein Mädchen. Von ihm fand man nur noch den Kopf. Laut einer Studie von norwegischen Wildbiologen fielen zwischen 1950 und 2000 in Europa und Russland insgesamt siebzehn Menschen Wölfen zum Opfer. Bei acht dieser Fälle gingen die Attacken nicht von tollwütigen Tieren aus. Ein beachtliches Risiko sind Wölfe nach wie vor in Indien: Dort töteten Wölfe zwischen

1992 und 2012 allein im Bundesstaat Uttar Pradesh 273 Kinder. Zu tödlichen Begegnungen mit Wölfen kam es auch in jüngster Zeit: 2005 starb in Kanada ein 22-jähriger Student. 2010 kehrte in Alaska eine Joggerin nicht zurück. Später fand man ihre von Wölfen zerfetzte Leiche. Gemäss russischen Zeitungen ist 2013 in Sibirien ein zehnjähriger Junge von Wölfen getötet worden.

In vielen Märchen kommt der Wolf als böse und hinterlistige Gestalt vor. Das hat einen historischen Hintergrund: Früher waren Wölfe eine allgegenwärtige Bedrohung. Tausende Menschen wurden Opfer von solchen, sei es, weil sie von tollwütigen Tieren gebissen wurden und starben oder weil Wolfsrudel sie als Beute betrachteten und töteten – da waren meist Kinder die Opfer. Zu manchen Attacken gibt es genaue Aufzeichnungen: 1450 drangen Wölfe nach Paris vor und töteten vierzig Menschen. 1776 starben in der französischen Region Périgord achtzehn Personen durch den Angriff eines Wolfsrudels.

1820 attackierte in Mittelschweden ein Wolf insgesamt 31 Menschen. Zwölf von ihnen tötete er und frass sie teilweise auf – mit einer Ausnahme alles Kinder. In Finnland brachten zwei Wölfe zwischen 1880 und 1882 bei Turku mindestens 24 Kinder um. «Die beiden Wölfe waren sehr frech, und sie überfielen ihre Opfer nicht selten in Gegenwart von Erwachsenen und griffen auch grosse Kinderscharen an», schrieb der finnische Historiker Jouko Teperi.

Unbestritten ist, dass das Leben nach wie vor grössere Risiken bereithält, als von einem Wolf getötet zu werden. Beunruhigend ist aber, dass laut Fachleuten die Gefahr in dem Mass steigt, wie der Wolf die Scheu vor Menschen verliert. Das passiert heute häufiger als früher, weil Wölfe geschützt sind und kaum mehr durch Abschüsse abgeschreckt werden. Beim Rudel im bündnerischen Calanda-Massiv hat man jüngst eine beunruhigende Gewöhnung der Wölfe an den Menschen festgestellt.

## Spürbares Unbehagen beim Bund

Der Bund hat letzte Woche sein neues «Konzept Wolf Schweiz» publiziert. Darin ist das Unbehagen wegen Risiken förmlich spürbar. Um die Gefährlichkeit einzelner Tiere einzuschätzen, unterteilt das Konzept deren Verhalten in vier Kategorien – von «unbedenklich» über «auffällig» und «unerwünscht» bis zu «problematisch». Problematisches Verhalten ist etwa, wenn ein Wolf einem Menschen «trotz dessen Vertreibungsversuchen» folgt oder innerhalb einer Siedlung einen Hund tötet.

Man hat den Eindruck, dass die Gefahr durch bürokratische Kategorisierung gebändigt werden soll. Zu handfesten Massnahmen schritten hingegen Bewohner im US-Staat New Mexico: Sie stellten vor zwei Jahren vergiftete Kästen auf, in denen Kinder sicher vor Wölfen auf den Schulbus warten können. ○



Neues Konzept: Wolf in der Schweiz.



Orwell lässt grüssen: Studentinnen in Washington.

## Heilige Einfalt

Bizarre Denk-, Sprech- und Leseverbote: Vor allem an amerikanischen Elite-Universitäten wütet die politische Korrektheit. Der geistige Horizont verengt sich. Forschungsfreiheit und freie Rede geraten unter die Räder. Wann schwappt der Unsinn auf Europa über? *Von Christine Brinck*

«Lebe wild und gefährlich!», hiess es einmal. Das ist lange her. Jetzt scheint Amerikas College-Jugend das Leben nur noch zahm, berechenbar und im Schongang leben zu wollen. Es begann mit sogenannten *trigger warnings*, einem Etikett, das Büchern aufgeklebt wurde, die unter Umständen Unangenehmes oder Verstörendes für die politisch korrekten Kids enthalten könnten – «Madame Bovary», «Lolita», «The Great Gatsby» oder Ovids «Metamorphosen». Doch das war nur der Anfang. Was sich am letzten Halloween-Fest an der feinen Yale University zutrug, hat die akademische und nichtakademische Welt derartig erschüttert, dass die Nachbeben noch heute zu spüren sind.

In gewisser Weise ist Halloween so etwas wie Amerikas Antwort auf den Karneval, jeden-

falls was die Verkleidungen angeht. In Yale gab ein sogenannter interkultureller Ausschuss todernst und humorlos Richtlinien für die Kostümierung heraus. Um ja keine ethnischen Gefühle zu verletzen, kamen alle Kostüme auf den Index, die sogenannte *cultural appropriation* – kulturelle Aneignung – symbolisieren könnten: Federschmuck, schwarz bemalte Gesichter, Sombreros und Schnurrbärte, Turbane, Kimonos. Ach, wären die Studenten nur bei den alten Halloween-Kostümen von Gerippen, Hexen, Teufeln und Vampiren geblieben. Diese haben keine Lobby und brauchen keinen Minderheitenschutz.

### Ich entschuldige mich

In Yale aber wollte Erika Christakis, Spezialistin für frühkindliche Erziehung und gleich-

zeitig Vizeleiterin eines der Studentenhäuser auf dem Campus, die Empfehlungen des Ausschusses nicht mittragen. In einer E-Mail teilte sie mit, dass sie Kostüme nicht zensieren wolle und man auch mal unausstehliche Sachen machen und aushalten müsse. Ihr Mann, der angesehene Soziologieprofessor Nicholas

Die Gremien achten peinlichst genau darauf, dass alle Minderheiten gut repräsentiert sind.

Christakis, sprang ihr bei: «Wenn du ein Kostüm nicht magst, schau einfach weg oder sag, dass es dich beleidigt», empfahl er. «Sprecht miteinander. Die Freiheit der Rede und die Fähigkeit, Kränkungen auszuhalten, sind Güte-



siegel einer freien und offenen Gesellschaft.» Umringt von Studenten, versuchte Nicholas Christakis einer jungen Frau zu erklären, dass es nicht Aufgabe der Universität sei, Leuten vorzuschreiben, wie sie sich kleiden dürften. Da rastete die Studentin aus: «Seien Sie still», schrie sie den Professor an. «In Ihrer Position als Master eines Studentenhauses haben Sie die Aufgabe, eine Wohlfühlzone und ein Heim für die Studenten zu schaffen. Das haben Sie nicht getan!» Als Christakis ruhig antwortete, dass er nicht ihrer Meinung sei, schrie sie zurück: «*Why the f\*\*\** haben Sie die Position angenommen? *Who the f\*\*\* are you?* Sie sollten zurücktreten. [...] Hier geht es darum, ein Heim zu schaffen. [...] Ich wünsche Ihnen schlaflose Nächte. [...] Sie sind widerlich.»

Der Universitätszeitung *Yale Daily News* sagte Nicholas Christakis später, es tue ihm leid, wenn sich jemand verletzt fühle. «Aber ich bleibe dabei: Ich stehe für die freie Rede ein, und ich verteidige das Recht eines jeden, seine Meinung zu sagen.» Beide Christakis haben mittlerweile ihre Lehraufgaben in Yale niedergelegt. Disziplinarische Massnahmen gegen die Studentin gab es nicht. Stattdessen entschuldigte sich die Universitätsleitung, nicht sensibel genug gewesen zu sein, und versprach Millionen für neue Programme, die weiterer Sensibilisierung auf den Weg helfen sollen.

### In der Wohlfühlzone

Den europäischen Beobachter dieser Szene, die man auf Youtube anschauen kann, mag der Anlass ebenso wie die Konfrontation erstaunen. Ein kontinentaleuropäischer Professor kennt seine Studenten kaum, es ist ihm auch egal, wie diese sich an Halloween oder beim Fasching kostümieren. Ein kontinentaleuropäischer Student erwartet weder von der Uni noch vom Lehrkörper, dass sie ihm ein Heim und eine Wohlfühlzone schaffen. Die in angelsächsischer Tradition stehenden amerikanischen Elite-Hochschulen hingegen, insbesondere jene an der Ostküste, sind quasi wie Internate organisiert. Sie kosten viel Geld und schaffen eine andere Anspruchshaltung als in Europa.

Hinzu kommt, dass das Banner der Vielfalt, *diversity* genannt, hochgehalten wird. Die Aufnahmegremien achten peinlichst genau darauf, dass an der Hochschule alle Minderheiten gut repräsentiert sind. Fortan sind alle auf dem Campus mit jedweder Diversität beschäftigt, nur nicht mit der, die in einer Universität ihre Heimstatt haben sollte: der Vielfalt der Meinungen und des anderen Denkens.

Die Redefreiheit, für die die Studenten 1965 in Berkeley ihre Revolte begannen und die die halbe Welt erfasste, wird in den jüngsten Campus-Demonstrationen mit Füßen getreten. Diese Demonstranten haben wenig übrig für die Meinung der Andersdenkenden. Die

überprivilegierten jungen Leute in Yale, Princeton oder Harvard kämpfen für Wohlfühlzonen und Minderheitenschutz. Ob Schwarzer, Hispanic oder Ureinwohner – alle beanspruchen ihre Nische und nehmen sich das Recht heraus, der (weissen) Mehrheit intolerant gegenüberzutreten, ihr *eo ipso* Rassismus zu unterstellen.

Der erste Verfassungszusatz, ein Heiligtum der amerikanischen Verfassung, der selbst das Verbrennen der Flagge als freie Meinungsäusserung schützt, wird von den demonstrierenden Studenten nur gewürdigt, wenn er ihnen nützt. Es stört sie, dass der Artikel auch die Rechte jener bewahrt, die ein aus ihrer Sicht «unsicheres und feindliches Lernklima schaffen». Unsicher und feindlich ist nach dieser Lesart bereits, wer statt «Black Lives Matter» (schwarze Leben sind etwas wert) lieber «All Lives Matter» sagen möchte. «Woher kommst du?» gilt als Mikroaggression, weil es dem Befragten angeblich suggeriert, er gehöre nicht hierher.

Für die Präsidentin der University of California, Janet Napolitano, gehört sogar der Begriff von Amerika als Schmelztiegel zu den Mikroag-

---

## Die Erkenntnis, dass Wahrheit schmerzt, ist in weiten Teilen nicht angekommen.

---

gressionen. Nicht mehr die Amerikanisierung der Einwanderer ist das Ziel, sondern die Vielfalt in immer kleineren Einheiten. Erst die Ethnien, dann sexuelle Orientierungen, schliesslich religiöse und politische Unterschiede. Eine Zersplitterung ohnegleichen wird da gepredigt, die kaum zu einer gemeinsamen Identität auf dem Campus beitragen kann. Verzweifelt fragte der Journalist Fareed Zakaria, Amerikaner indischen Ursprungs sowie Yale- und Harvard-Absolvent: «Macht Absonderung nicht von Natur aus ungleich?»

Die Rezepte nach den periodischen Aufwaltungen sind immer die gleichen: mehr Sonderprogramme. Meist führte das dazu, dass ethnische Gruppen sich noch mehr als Opfer wahrnahmen. Am Angebot kann es nicht liegen. Die Flut der Kurse in African American Studies zu Ethnien, Rasse, Migration, Frauen, Geschlecht und Sexualität übersteigt bei weitem die Zahl der Vorträge zur Geschichte der Verfassung oder zur Gründerzeit Amerikas. Die sicheren Räume, die die Minderheiten einklagen, sind nicht etwa Kulturzentren; die gibt es längst. Es sind wohl eher Orte der Indoktrination und der Verweigerung anderer Ansichten. So wurden Währungsfonds-Chefin Christine Lagarde und Ex-Aussenministerin Condoleezza Rice als Rednerinnen wieder eingeladen, weil die Studenten deren Ansichten ablehnten und nicht anhören wollten. Orwell lässt grüssen.

Was ist passiert, dass die privilegierte Campus-Jugend in Zeiten grosser internationaler Probleme so mimosenhaft und bar jeder Neugier ist? Dieses egozentrische Klima, wo jede Gruppe ihre eigenen Kränkungen wie unterm Brennglas betrachtet, wird erschreckend offenbar, wenn eine feministische Yale-Studentin unverfroren zwischen Studentinnen und vom Islamischen Staat gefangengehaltenen Jesidinnen eine Parallele zieht. Kein Wunder, dass bei derartiger Weltfremdheit alles verstörend und bedrohlich wirkt – ob Literatur, Politik oder Halloween. Die Zeitschrift *The Chronicle of Higher Education*, nicht gerade ein rechtes Organ, sprach von der «Plage der Übersensibilität». Präsident Barack Obama nannte derartige politische Korrektheit «ein Rezept für Dogmatismus».

### Kleine Robespierres

Die Erkenntnis, dass Wahrheit schmerzt, ist in weiten Teilen nicht angekommen. «Dies ist kein Kindergarten, das ist eine Universität», beschied der Präsident der Oklahoma Wesleyan University einem Studenten, der sich durch eine Predigt in eine Opferrolle fantasiert hatte. «Geschichte, ob westliche oder vom Rest der Welt, ist ein Schlachthaus», schrieb Todd Gitlin, Professor für Journalismus an der Columbia University. «Die Geschichte der Zivilisation ist eine von Mord, Vergewaltigung und anderen Gemeinheiten. Das ist beunruhigend, doch Beunruhigung ist die Essenz des Lernens.»

Auf die Frage, warum sich gerade die privilegiertesten Studenten in einen schützenden Kokon flüchten, hat der Harvard-Historiker Niall Ferguson eine originelle Antwort: «Mit ihrer Sehnsucht nach «sicheren Orten», ihrer Abneigung gegen rationale Diskussionen, ihrem grundsätzlich unliberalen, ja irrationalen Geisteszustand kommen mir die Protestierer weniger wie kleine Robespierres vor als wie die natürlichen Erben der Puritaner.» Dass die Protestler ausgerechnet vor allem in Colleges in den Neuengland-Staaten aktiv sind, entbehrt für Ferguson nicht der Ironie. Denn Schulen wie Harvard und Yale mussten einst in dem intellektuell feindseligen Klima, das die eifernden Siedler kreierte, hart für freien Forschergeist kämpfen. Dieser freie Forschergeist hat sich zumindest messbar bis heute durchgesetzt. Unter den 20 besten Hochschulen der Welt sind 17 amerikanisch. Unter den Top 50 sind es immer noch 34. Bleibt also abzuwarten, ob die Puritaner oder der Geist der freien Forschung die Oberhand behalten.

Christine Brinck ist Buchautorin, Journalistin und Sprachwissenschaftlerin.



*Züchtigere Zeiten nahen:* Miley Cyrus als neue Madonna im Nymphomaninnen-Outfit, 2015.





## Woody Allens Neue

Von Claudia Schumacher

Es ist eben auch ein verführerisches Konzept für junge Frauen: die Schlampe. Welche junge Schriftstellerin oder Journalistin wird nicht für ihren «Mut» beklatscht, wenn sie eine gekonnte Ausdrucksweise mit Vulgarismen würzt? Welche junge Künstlerin wird nicht dafür bestaunt, wenn sie mit den eigenen Körpersäften malt? Welche hübsche Sängerin erregt nicht Aufsehen, wenn sie ihr Fleisch ausstellt? Beifall, Staunen, Erregung – all das wird zu Geld in der Kreativbranche. Das Schlampentum ist für weibliches Talent ein Erfolgsrezept. Seine Ausdrucksschablonen zu nutzen, fällt leicht, solange man sich mangels Lebenserfahrung selbst noch nicht richtig kennt. Und die alternden Herren Kulturjournalisten stehen bereit, das alles geil zu finden, was sie so nicht sagen können, weshalb sie den Quatsch zum feministischen Akt hochschreiben. Pop-Prinzessin Miley Cyrus, 23 Jahre alt, kann man jedenfalls das nur schwer verübeln, was sie in den letzten Jahren in der Öffentlichkeit alles abgezogen hat – vom nackten Ritt auf der Abrissbirne bis zu Masturbationspielchen. Doch Bilder wie dieses hier, das Cyrus bei den Video Music Awards 2015 als neue Madonna im Nymphomaninnen-Outfit zeigt, könnten in Zukunft seltener werden.

### Ehrbare Frau?

Es scheint, als besinne sich der einst so brave Disney-TV-Star auf seine Anfänge. Als Protagonistin der Serie «Hannah Montana» war Cyrus ja damals, als Teenager, ein Vorbild für alle süßen Mädchen der Welt gewesen, bevor sie sich dann auf den Showbühnen zum Sexmonster entwickelte. Zumindest soll sie bald im Fernsehen zurück sein – als neue Muse von Woody Allen. Das überrascht zunächst: Der Filmemacher steht nicht dafür, Karrieren im Trash-Sektor zu fördern. Penélope Cruz, Scarlett Johansson, Emma Stone – Woody Allen hat einen Hang zu Frauen mit Klasse. Hinsichtlich einer auf lange Sicht stabilen Cyrus-Karriere dürfen wir also das Beste hoffen. Auch privat scheint die Göre wieder züchtigeren Zeiten entgegensehen zu wollen. Sie ist erneut verlobt mit dem australischen Schauspieler Liam Hemsworth, 26, der sie auf dem Höhepunkt ihrer Durchgeknalltheit verließ. Auf Paparazzi-Bildern ist Cyrus jetzt sogar schon – passend zum Verlobungsring – weitgehend angezogen zu sehen. In Allens geplanter, noch namenloser sechsteiliger Serie für Amazon soll sie wieder eine TV-Hauptrolle haben. Angeblich wird es eine Comedy-Serie, die in den sechziger Jahren spielt – zumindest einen Mini-rock wird Cyrus vermutlich tragen müssen.



# Hochamt der Liebe in der Pfütze

Am 6. Februar feiert Zürich das Hundert-Jahr-Jubiläum der Kunstrevolution Dada. In all dem Chaos, das mit der Gründung des Cabaret Voltaire verbunden ist, wird übersehen, dass diese die Frucht einer grossen Liebe ist – jener zwischen Hugo Ball und der exaltierten Emmy Hennings. Von Matthias Matussek



«Ich kenne diesen Mann nicht»: Hugo Ball im kubischen Kostüm, Emmy Hennings mit Dada-Puppe, um 1916.

Die Welt, wie sie ist, wie sie brennt, wie sie quietscht in den Scharnieren und wimmert und keucht und aus den Fugen kracht, ist vielleicht reif dafür: für die Neubesichtigung einer Kunstrevolution, für den Zertrümmerungs- und Neuschöpfungs-Heroismus Dada, der vor hundert Jahren im blutigen Chaos des Weltkriegs detonierte, im Cabaret Voltaire in Zürich.

Dada ist nach einer Definition des Mitmachers Hans Arp nichts und alles. Dada ist eine unerschöpfliche Quelle bis heute, er elektrisierte in den Zwanzigern nicht nur Max Ernst

oder George Grosz oder John Heartfield, er sprudelte weiter über Fluxus und die *Happening*-Bewegung und war noch in den Polit-Clownerien der Kommune I und in den Aktionen von Martin Kippenberger gegenwärtig.

Ein ganzes Jahr lang wird Zürich diesen Ausbruch an Neuerungen feiern, in Ausstellungen, Happenings, Vorlesungen, Theatern. Kein Mensch weiss bis heute, was Dada eigentlich bedeutet, aber er war Adrenalin pur.

Zwei Silben Babysprache, «Da-da», denn sie ist jung, diese Kunst, sie ist gerade erst, im Fe-

bruar 1916, in eine brennende Welt hineingeboren worden.

Es sind Flüchtlinge, die sich in Zürich einfinden, abgerissene, hungernde Gestalten mit Fieberköpfen, brennend vor Sehnsucht nach einem Neuanfang. Sie gehen aufs Ganze an diesem Abend, in diesem Hinterzimmer der «Meierei» des Wirtes Jan Ephraim in der Zürcher Spiegelgasse 1, am 5. Februar 1916.

Im Haus Spiegelgasse 14 arbeitet Lenin an den Vorbereitungen der Revolution. Er soll sich öfter über den Lärm beschwert haben.



Der Abend: ein Kunsttumult. Tristan Tzara, Richard Huelsenbeck, Marcel Janco und andere stürmen die Bühne mit Keulenhörnern und Brandsätzen, mit Bildern, Liedern, Nonsense.

Und in diesem Sturm ein ernster, hoher Kerl in Schwarz, deklamierend und am Klavier, und neben ihm, Gassenhauer singend, eine schmale, kleine Frau, weisses Gesicht, ein Kobold aus der Berliner Pfütze. Die beiden spielen buchstäblich um ihr Leben. Ja, es ist ihre letzte Chance, wieder einmal.

Sie heisst Emmy Hennings, er Hugo Ball. Sie sind ein Paar, zumindest bemühen sie sich, eines zu sein, er mehr als sie, streitend und liebend und ständig scheiternd. Ständig in Geldnöten, ja eigentlich ständig am Rande des Hungertodes.

Seit einem knappen Jahr sind sie hier. Sie haben sich aus Deutschland abgesetzt, weil Ball, trotz kurzfristiger Kriegsbegeisterung des Krieges überdrüssig wie alle («Doch auch der Krieg ist nur eine halbe Sache»), den Stellungsbefehl erhalten hatte, als er schon längst im Widerstand lebte, nachdem er einen verwundenen Freund an der Front besucht hatte.

### Tochter eines Seemanns

Die Polizei beobachtet das «Concubinats-Paar». Es lebt «nach Beobachtungen des Hausmeisters aus den Einkünften der Unzucht der Hennings, welche Ball begünstigte».

Was für eine Liebes- und Hassgeschichte, was für eine Achterbahnfahrt. Hennings öffnet sich nach einem Streit mit Ball die Pulsadern. Er rettet sie, wie er sie immer rettet, das ist seine Rolle. «Wir sind der Ansicht», so schreibt sie an eine Freundin, «dass gute, haltbare Ehen in der Hölle geschlossen werden und allmählich in den Himmel dringen.»

Ball schreibt Bettelbriefe an Verwandte und Bekannte, Hennings singt in den Bars des Vergnügungsviertels, wobei Ball sie auf der Gitarre begleitet. Schliesslich die rettende Idee: Sie werden selber ein Cabaret gründen, wie sie es vom Münchner «Simplicissimus» kennen, allerdings, wie Ball dem Wirt erklärt, ohne Tingeltangel, sondern mit «lauter schönen Dingen».

Es ist die Geburt der modernen Kunst aus dem Rotlichtbezirk. Das Pontifikalamt im Abgrund. Aber der Glutkern von Dada ist eine Liebesgeschichte, nein, die Liebesgeschichte des Jahrhunderts. Dazu ist Dada auch eine religiöse Hoffnungsgeschichte, eine Heiligengeschichte, denn beide sind Gottsucher.

Emmy Hennings heisst eigentlich Cordsen, sie ist Tochter eines Seemanns, ihre Mutter wünscht sich für sie: eine Festanstellung als Dienstmädchen, dann die Heirat und bürgerliche Verhältnisse. Das mit der Heirat klappt schnell, sie verliebt sich rettungslos, bekommt eine Tochter, doch sie liebt auch das Theater und andere Männer; ihr Ehemann macht sich aus dem Staub, die Mutter hütet die Tochter. Emmy ist hemmungslos extravertiert, auf slawische



Das Liebespaar um 1927.

Art hübsch, hat hohe Wangenknochen. Sie singt und dichtet, sie nimmt Drogen, sie liebt Erich Mühsam, sie liebt Johannes R. Becher und lebt mit ihm, der ebenfalls morphiumsüchtig ist. Franz Werfel veröffentlicht ihre Lyrik.

Hugo Ball sieht sie auftreten, sie schenkt ihm eines ihrer handgeschriebenen Gedichte, das sie mit einem Seidenband umwickelt hat. Mittlerweile ist sie ein Star der Demimonde; sie singt ihm «Nur die Liebe ist Leben», und Ball verfällt ihr so vollständig wie Professor Unrat der Rosa vom «Blauen Engel» in Heinrich Manns Roman.

Nur dass Ball kein verklemmter Schulmeister ist, sondern ein junger Dichter, dessen Zeilen wie «ein Orkan» sind und obszön, er sei zynisch, aber weich, erinnert sich Emmy später.

Sie ist 27, als sie sich kennenlernen, er ein Jahr jünger. Ball schreibt einen wütenden Brief an Becher, er möge von Emmy lassen, denn sie sei mit ihm verlobt. Emmy weiss von nichts. «Ich kenne diesen Mann nicht.» Als Becher ihr den Brief zeigt, ist sie jedoch von der kleinen, aber entschlossen wirkenden Handschrift merkwürdig berührt.

Er inszeniert und will sie für eine Rolle. Leseprobe im Englischen Garten. Noch immer will es bei ihr nicht richtig funken. Doch dann besucht er sie im Gefängnis.

Emmy ist eine Schwärmerin, eine Kokain- und Äther- und Liebessüchtige, die zur Not anschaffen geht, als sei sie einem Gedicht des Gagnovenlyrikers François Villon entstiegen. Und sie ist fromm, glühend fromm. In ihrer Einzimmerwohnung hat sie einen Hausaltar errichtet, mit Heiligenfiguren und Blumen und Kerzen.

Ja, das Katholische kennt die Amplituden eines Menschenlebens besser als alle Institutionen.

Wegen Diebstahls – ein Freier wollte nicht bezahlen – gerät sie in Untersuchungshaft. Die Inhaftierung wird für Emmy ein traumatisches Erlebnis. Nach Balls Besuch hinter Gittern schreibt sie, wie «unendlich glücklich» sie gewesen sei, dass er ihr «Hoffnung gegeben» habe, denn schliesslich, typisch Hennings: «Die Freiheit ist das Beste, wo man hat.»

Nach der Verbüssung der Haftstrafe zieht sie zu ihm, um kurz darauf gemeinam mit ihm die Koffer für die Reise in die Schweiz zu packen. Im Rückblick schreibt sie: «Als wir von Berlin fortfahren, sagtest Du, wir sind die Nachtwandler, Seiltänzer noch im Dunkeln. Dass wir es bleiben dürften, immer. Ich liebe die Gefahr.»

So hungern sie sich kurz darauf in der Schweiz durch. Die Artikel, die Ball schreibt, bringen kaum etwas ein, auch der Tingeltangel nicht, durch den sie sich bewegen, die Lieder zwischen Feuerschluckern und Schlangenmenschen im Variété-Ensemble Maxim. Nachdem das Maxim dichtgemacht hat, versuchen sie es mit einem eigenen Variété-Ensemble, dem Arabella. Auch das geht schnell pleite.

So bestürmen sie den Wirt der «Meierei», ihnen das Hinterzimmer seiner Wirtsstube zu

### Bei ihr will es nicht richtig funken. Doch dann besucht er sie im Gefängnis.

überlassen. Sie nennen die Unternehmung «Cabaret Voltaire». Schummrige Beleuchtung. An den schwarzgestrichenen Wänden bringen junge Männer futuristische Plakate und moderne Bilder zeitgenössischer Künstler wie Pablo Picasso, Augusto Giacometti, Hans Arp und Max Oppenheimer an.

Der Abend ist ein fulminanter Erfolg. Das Cabaret Voltaire wird zum gefeierten Mittelpunkt des Kulturlebens in Zürich. Hugo Ball erfindet seine Lautgedichte, die Worte werden zerlegt, als ob sie die Sprache, die durch Propaganda und Lügen rettungslos beschmutzt ist, neu erfinden wollten.

### Innerliche Verwandlung

In einem blauglänzenden Kostüm aus Karton tritt er auf, als magischer Bischof, und er deklamiert sinnfreie Wortkaskaden, «Gadji beri bimba», nein, er spricht in hohem Ton, er singt fast, und eines Abends bemerkt er, dass seine Stimme «die uralte Kadenz der priesterlichen Lamentation annahm, jenen Stil des Messgesangs, wie er durch die katholische Kirche des Morgen- und Abendlandes wehklagt».

Ja, es ist ein inneres Durchbruchserlebnis, ihm erscheint unter der Kartonmaske sein eigenes, verstörtes Jungengesicht, «jenes halb erschrockene, halb neugierige Gesicht eines zehnjährigen Knaben, der in den Totenmessen und Hochämtern seiner Heimatpfarre zitternd und gierig am Munde des Priesters hängt».

Es wird zum Durchbruchserlebnis. Hugo Ball, der 1912 aus der Kirche austrat, findet sich innerlich verwandelt.

Das Glück im Cabaret Voltaire dauert nur ein halbes Jahr, denn die Einnahmen aus Speisen und Getränken landen beim Wirt, und sonst

kommt nichts rein. Im Übrigen ist Hugo Ball, im Dauereinsatz als Spielgestalter und Pianist, bald am Ende seiner Kräfte.

In einer soeben erschienenen, von der ersten bis zur letzten Seite spannenden Monografie zeichnet Alfred Sobel den abenteuerlichen Lebensweg der beiden nach, unter dem Titel, der der bereits erwähnten Tagebuchzeile Emmy Hennings' entnommen ist: «Gute Ehen werden in der Hölle geschlossen».\*

Die beiden Outlaws, die ihre Anti-Bürgerlichkeit nicht in «gratismutigen» Artikeln eines komfortablen Betriebs, sondern buchstäblich auf der Strasse leben, könnten gegensätzlicher nicht sein, doch sie bleiben geradzur rettungslos zusammen.

Sie lebt ihre freie Liebe aus, mit Männern, mit Frauen, Erich Mühsam nennt sie ein «erotisches Genie». Er ist verschlossen und eigenbrütlerisch, rührt weder Drogen noch Alkohol an, doch sein Freiheitsdrang, seine unerbittliche Unabhängigkeit, ist dem seiner Partnerin ebenbürtig.

Auch Hugo Ball war von seinen Eltern für anderes vorgesehen, sein Vater war Schuhfabrikant, der junge Ball studierte Philosophie (Schopenhauer, Nietzsche), stieg aus und ging ans Theater. «Von 1910 bis 1914», schreibt er später, «war alles für mich Theater: das Leben, die Menschen, die Liebe, die Moral. Das Theater bedeutet mir: die unfassbare Freiheit.»

Nach dem Experiment mit dem Cabaret Voltaire ziehen die beiden ins Tessin, in einen Gasthof am See, beide schreiben; er wird seine Cabaret-Erfahrungen unter dem Titel «Fla-

## Noch einmal lebt Dada kurzfristig auf, in einer Fünzimmergalerie an der Zürcher Bahnhofstrasse.

metti» aufarbeiten, sie schreibt an ihrem autobiografischen Roman «Gefängnis». Sie lesen sich vor, korrigieren die Arbeit des jeweils anderen. Eine Verschnaufpause.

Ihr Roman wird positiv aufgenommen. Die öffentlichen Tumulte liegen hinter ihnen. Hugo Ball nimmt sich religiöse Texte vor. Mit Emmy kniet er eines Abends in der Kirche von Vira. Sein «lamentabler Ausbruch auf der letzten Soiree» im Bischofskostüm beschäftigt ihn, und er notiert sich: «Auch die Kirche ist bunt und phantastisch – aber nur von aussen gesehen. [...] Der oberflächliche Beschauer vermag keinen Zugang zu finden, das Geheimnis bleibt ihm verborgen.»

Es beginnt das, was Emmy Hennings sehr viel später als «Hugo Balls Weg zu Gott» beschreibt. Ein langer Weg. Noch einmal lebt Dada kurzfristig auf, in einer Fünzimmergalerie an der Zürcher Bahnhofstrasse, wo Ball und Hennings, gemeinsam mit Tristan Tzara, gutbesuchte Soireen ausrichten, doch dann ist das Kapitel endgültig abgeschlossen.



**Kunst-Tumult:** Cabaret Voltaire in Zürich.

Er schreibt eine «Kritik der deutschen Intelligenz», eine wüste Polemik über den deutschen Weg von Luther über Kant zum deutschen Imperialismus, hinein in deutsche Schuld. Er wird nahezu täglich in Briefen bedroht dafür.

Er freundet sich mit Walter Benjamin und Ernst Bloch an, zu dessen tief religiöser Frau Elsa von Stritzky Emmy Hennings sofort Vertrauen fasst.

Ist es dieser zu verdanken? Oder der Spanischen Grippe, an der Emmy erkrankt und die Tausende dahinrafft? 1919 bittet sie Hugo Ball in einem Brief, sie zu heiraten, was am 21. Februar 1920 auch geschieht.

Sie ziehen nach Flensburg, wo Emmy das Haus der Eltern erbt und sich in die Rolle als Hausfrau stürzt; die Liebschaften und die Drogensucht liegen hinter ihr. Er trägt ihren Brief mit dem Heiratsantrag all die Jahre bis zu seinem frühen Tode bei sich, sie legt ihn ihm ins Grab.

In Flensburg treten sie auf, sie werden von der Bühne gebuht wegen ihrer pazifistischen Grundhaltung, einmal sogar auf der Strasse mit Steinen beworfen. Aber die geistesgegenwärtige Emmy entschärft die Situation: Sie sammelt einige der Steine auf. Doch statt sie zurückzuwerfen, beginnt sie – mit ihnen zu jonglieren.

Zurück in der Schweiz, im Tessin: Mittlerweile hat Emmy ihre Tochter zu sich geholt, Hugo ist ein rührender Vater, und der widmet sich nun ganz seiner neuen inneren Berufung.

Nach Emmys Aufzeichnungen stillt der römisch-katholische Glauben Hugo Balls «Bedürfnis nach geistiger Direktive» und «nach einem sicheren Standort inmitten der Zusammenbrüche und der Konfusion». Das hindert sie nicht, immer wieder auszubre-

chen, mit Reisen nach Venedig oder Rom, mit neuen Liebschaften. Durch das Zusammenleben mit ihr öffnet sich Ball jedoch ihrer religiösen Welt. Auch Balls Freunde bestätigen, wenn auch eher missbilligend, «dass Hugo stark unter dem Einfluss dieser Frau stand» und dass sie es war, «die Hugo Balls Weg zu Gott» bestimmte.

## Mit einem Wort: Heilige

Beide müssen sich neu erfinden, da das Leben so wie bisher nicht weitergehen kann. Anregung erhalten sie durch Bücher, die Hugo aus der Kantonsbibliothek in Lugano ausleiht. Darunter sind die «Acta Sanctorum», eine mehrbändige Sammlung von Lebensläufen christlicher Heiliger, die zu Balls Lieblingslektüre werden.

Er schreibt: «In dieser unserer Dorfkapelle habe ich auch die Lösung der Schuldfrage gefunden. Mea culpa, mea maxima culpa. Nicht mehr «Kritik des Gewissens», sondern Gewissenserforschung.»

Ball wirft sich mit intellektuellem Heisshunger auf sein neues Interessengebiet: den Katholizismus.

Bereits 1919 hatte er die utopische Idee einer «Internationalen der religiösen Intelligenz» entwickelt, die ausserhalb von Staat und Kirche eine «asketische, demütige, selbstlose und uneigennützige Elite» bildet. Das sind Menschen, die keine Macht und keinen Besitz anstreben und daher unabhängig sind.

Mit einem Wort: Heilige. Er vertieft sich in die frühe Kirche und schreibt die beachtenswerte Studie «Byzantinisches Christentum» anhand der Lebensläufe von Johannes Klimax, Dionysius Areopagita und Symeon Stylites, dem Säulensteher.

Die beiden ziehen 1926 nach Agnuzzo, einem Dorf unterhalb von Montagnola, wo Hermann Hesse wohnt, mit dem sie eine innige Freundschaft unterhalten. Hugo Ball verdient zum ersten Mal Geld, mit einer Biografie über Hesse, die der Dichter beim Verlag durchsetzt. Ja, zum ersten Mal in ihrem Leben sind Ball und Hennings ohne finanzielle Sorgen.

Doch Hugo Ball ist am Ende seiner Kräfte. Im September 1927 stirbt er an Magenkrebs. Er ist auf dem Friedhof der Kirche Sant'Abbondio in der Gemeinde Collina d'Oro begraben, Emmy Hennings, die 1948 stirbt, wird neben ihm beigesetzt.

Es ist ein schöner, ruhiger Friedhof hier im Tessin, auf halber Höhe nach Montagnola, Zypressen umstehen ihn wie hohe, grüne Kerzen, ein schlichtes Grab mit Feldstein, zwei Reihen entfernt von den Hesses.

So viel Ruhe unter blauem Himmel.

Endlich Ruhe.

\* Alfred Sobel: Gute Ehen werden in der Hölle geschlossen. Fe-Medienverlag. 192 S., Fr. 19.90





© Lamborghini



© Museo Ferrari



© Lamborghini



© Lamborghini



© Fototeca ENIT Vito Arcomano

## Faszination Rennsport: VIP-Reise «Motor Mania»

# Italienische Leidenschaften

Ferrari, Lamborghini, Ducati, Pagani – für die Freunde des Motorsports haben diese Marken einen unwiderstehlichen Klang. Tauchen Sie ein in die faszinierende Welt der italienischen Edelschmieden auf der viertägigen Reise im «Tal der Motoren» zwischen Modena und Bologna.

Was wäre Mobilität ohne Italianità? Die weltberühmten Scuderias stehen für Schnelligkeit, handwerkliche Tradition und pure Emotion. Bei exklusiven Werksbesichtigungen und an Ausstellungen erkunden Sie die legendären Modelle, die mit ihrer unvergleichlichen Schönheit und Technik zu Ikonen der Rennsportgeschichte geworden sind.

Zu den Höhepunkten zählen die persönliche Begegnung mit Fabio Lamborghini und die Werksbesichtigung bei Ferrari mit der Möglichkeit, eine Testfahrt durch die euganeische Hügellandschaft zu unternehmen. Eine Parmigiano-Degustation und die ausgezeichnete Küche der Gourmetstadt Bologna machen die Reise zum perfekten Erlebnis. Sie logieren im 5-Sterne-Grand-Hotel «Majestic Già' Baglioni» im Zentrum von Bologna, in direkter Nachbarschaft des Palazzo Fava und der Piazza Maggiore.

### Programm, Höhepunkte:

- 1. Tag: Reise nach Bologna**
  - Flug Zürich-Venedig
  - Busfahrt nach Bologna
  - Check-in und Apéro im Hotel
  - Altstadt-Rundgang und Abendessen
- 2. Tag: «Tal der Motoren»**
  - Besuch der Edelschmiede Pagani
  - Parmigiano-Degustation auf dem Landgut Panini
  - Werksbesichtigung bei Lamborghini, Sant'Agata Bolognese
  - Besichtigung des privaten Familienmuseums und Nachtessen mit Fabio Lamborghini
- 3. Tag: Ducati und Ferrari**
  - Werks- und Museumsbesichtigung bei Ducati
  - Mittagessen Ristorante «Montana», Maranello
  - Werks- und Museumsbesichtigung bei Ferrari
  - Fahrsimulator oder Testfahrt mit dem Ferrari F430 (optional)
  - Exklusives Abendessen in Bologna
- 4. Tag: Rückflug nach Zürich**

### Platin-Club-Spezialangebot

#### VIP-Reise «Motor Mania» – Faszination Rennsport

##### Reisetermine:

20.–23. April 2016 und 7.–10. September 2016

##### Leistungen:

- Swiss-Flug Zürich-Venedig-Zürich (inkl. Gebühren)
- Transfer Flughafen-Hotel-Flughafen
- 3 Übernachtungen im Grand Hotel «Majestic Già Baglioni», inkl. Frühstücksbuffet
- Besuch bei Lamborghini, inkl. Abendessen
- Besuch bei Ducati und Pagani
- Besuch bei Ferrari, inkl. Mittagessen
- Parmigiano-Degustation, Altstadt Rundgang, exkl. Abschiedsessen
- Qualifizierte, Deutsch sprechende Reiseleitung

##### Spezialpreise:

Fr. 2280.– pro Person, EZ-Zuschlag: Fr. 400.–

Begleitete Testfahrt im Ferrari F430

(Option: Fr. 150.–, 30 Min.)

##### Limitierte Teilnehmerzahl:

Maximal 20 Gäste pro Reiseternin. Die Anmeldungen werden in der Reihenfolge ihres Eintreffens berücksichtigt.

##### Anmeldung:

Detailliertes Reiseprogramm mit Anmeldeformular über [www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub) oder Tel. 091 752 35 20, E-Mail: [n.nessi@mondial-tours.com](mailto:n.nessi@mondial-tours.com)

##### Veranstalter:

Mondial Tours MT SA, 6600 Locarno

Mitglied des Garantiefonds der Schweizer Reisebranche

[www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub)



# Im Guten wie im Bösen

Stephan Wackwitz hat mit «Die Bilder meiner Mutter» ein zugleich historisches, politisches und persönliches Buch geschrieben. Überzeugend ist sein Porträt der gewalttätigen, kleinbürgerlichen Epoche, in der sie gelebt hat. *Von Pia Reinacher*

Und wieder begibt sich der deutsche Schriftsteller Stephan Wackwitz auf autobiografische Spurensuche. Der promovierte Germanist und Hölderlin-Spezialist machte sich schon in seinem Roman «Neue Menschen» (2005) auf zu seinen Wurzeln. Damals war es das männliche Prinzip, das er erforschte – in der Rekonstruktion der extravaganten Lebensreise seines Ururgrossvaters. Mit dem neuen Buch «Die Bilder meiner Mutter» wendet er sich jetzt dem weiblichen Prinzip zu. In einer Collage aus Erinnerungen, Recherchen, Briefen und Tagebüchern zeichnet er immer schärfer und von Seite zu Seite überzeugender das Porträt der Mutter Margot Wackwitz, geborene Hartmetz (1920–1990), deren Selbstverwirklichung als Künstlerin einen euphorischen Anfang nahm und in der Enge einer spiessigen Ehe erlosch.

Mütter und Väter als literarischer Stoff sind keine Seltenheit – aufsehenerregendste Beispiele in der Schweiz lieferten die Schriftsteller Urs Widmer und Thomas Hürlimann. Wie diesen geht es Wackwitz nur vordergründig um die Erkundung der eigenen Wurzeln. Indem sie das Leben der Eltern sezieren, erhoffen sich die Söhne Erkenntnisse über die Leerstellen der eigenen Identität: über verstörende Verkrümmungen, über unerwartete Begabungen, über Neurosen, deren Ursachen im Familienleben zu suchen sind, Fixierungen, die sich als fatal herausstellen, oder Leidenschaften, die in den Kindern scheinbar aus dem Nichts aufbrechen und doch auf verschlungenen Wegen ihren Ursprung bei den Eltern haben. Kommt hinzu, dass der 1952 geborene Wackwitz sich selber, wie so viele seiner Generation, einer Psychoanalyse unterzog, um eine narzisstische Störung zu therapieren – kein Zufall also, dass psychoanalytische Erklärungsmodelle in manchen Passagen (etwas überdeutlich) für die Deutung der Sohnesidentität herangezogen werden. Seine Mutter, sagt Wackwitz einmal, sei auch seine Lehrerin gewesen, im Guten wie im Bösen.

## Zäher Wille zum sozialen Aufstieg

Natürlich will Wackwitz mehr als nur die Rekonstruktion des Schicksals seiner Mutter. Es geht ihm um die weiblichen Rollenbilder, die Möglichkeiten der beruflichen und privaten Selbstverwirklichung der Frauen des 20. Jahrhunderts, die Zwänge, über die sie strauchelten, die Fallen, in denen sie sich verfangen. Indem er das Tableau der Familie Wackwitz malt, ritzt er auf der Folie des vergangenen Jahrhunderts die exemplarischen Gesetze des Frauenlebens ein.

Für so ein historisch-psychologisches Unternehmen eignet sich Wackwitz' Familiengeschichte hervorragend. Die Bruchlinien des 20. Jahrhunderts, die nationalsozialistische Herrschaft, der Zweite Weltkrieg, die bitteren Nachkriegsjahre, die kollektive Verdrängung, die Umschreibung der historischen Schuld, aber auch der wachsende Wohlstand nach dem Krieg, der zähe Wille zum sozialen Aufstieg, die Folgen der Rebellion der 68er, das Niederwalzen der traditionellen Frauenrollen, das Recht auf Selbstverwirklichung – all das findet sich als Sediment im Leben von Margot Wackwitz wieder. Ihre Biografie ist exemplarisch für die weiblichen Lebensmodelle jener Zeit.

Der Vater war seit 1932 in der NSDAP gewesen, 1934 kamen Mitgliedschaften in der SA, in der Deutschen Arbeitsfront und in der Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt dazu. 1935 wurde er für drei Jahre «Blockwart» seines bürgerlich-wohlhabenden Wohngebietes und damit Repräsentant des Nationalsozialismus von ungefähr fünfzig Familien. Seine Aufgabe war laut der Partei, sich um alles zu kümmern, alles zu erfahren, sich in alles einzuschalten. Der Blockleiter war für die antisemitische Rassenpolitik der Nazis zuständig, machte Meldung über die Stimmung an der Basis, denunzierte Unzufriedene und Juden, überwachte Regime-

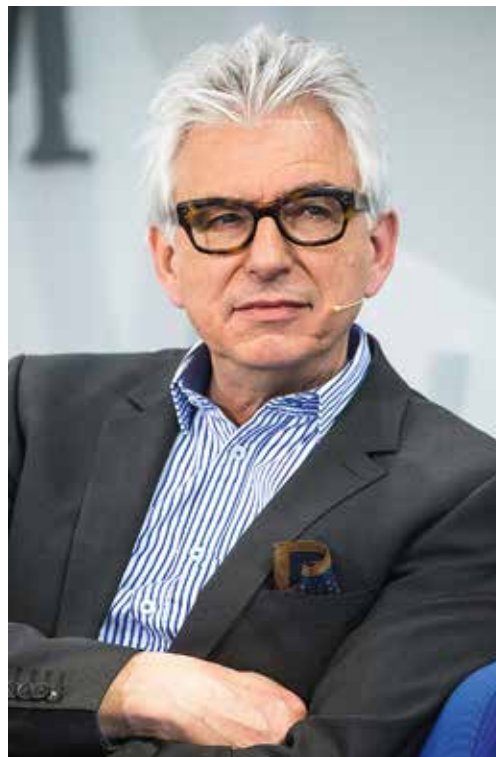


Tableau der Familie: Stephan Wackwitz.

gegner, überwachte Haushaltskarteien und kassierte Beiträge.

Die Tochter leidet unter dem gewalttätigen Vater, von dem sie nur Kälte erfährt und an den sie eine haarsträubende emotionale Dynamik bindet, die sie in manchen Teilen dem Sohn weitergibt. Als der Vater sie mit 23 krankenhaushausreif schlägt, bricht sie jede Beziehung zu ihm ab. Bereits 1936 hatte sie sich aus der schwäbischen Provinz nach Berlin geflüchtet, um ihr Leben selbst in die Hand zu nehmen. Im Berliner Lette-Verein im Bayerischen Vier-

## Die Ambivalenzen, die Brüche, die Schwächen im Mutterleben – Wackwitz deckt sie schonungslos auf.

tel macht sie eine Ausbildung als Modezeichnerin und sucht ihre Selbstbefreiung in der Kunst. Davon zeugen die vielen im Buch «Die Bilder meiner Mutter» eingestreuten Modeskizzen und Illustrationen. Dieser künstlerische Aufbruch wird später jäh abgebrochen durch die materiellen Zwänge des Lebens. Als der an der Dissertation gescheiterte Vater in die westfälische Provinz zieht, weil ihm dort der Posten eines Leiters des Goethe-Instituts angeboten wird, macht sich die Mutter, die bisher die Familie durchgebracht hat, als Bürohilfe zu seiner rechten Hand. Ihre künstlerischen Ambitionen und damit auch ihre vitalen Ausdrucksmöglichkeiten versanden, die Mutter wird zu einem Anhängsel. Sie versinkt in Depression und Selbstentwertung.

## Auch sie war eine Mitläuferin

Wackwitz schont seine Mutter nicht. Es geht ihm nicht darum, ein idealisiertes, pathetisches Mutterbild zu entwerfen, sondern darum, herauszufinden, wie sie zu der geworden war, die sie war – und welche Konsequenzen das für seine eigene Identität hatte. Die Ambivalenzen, die Brüche, die Schwächen im Mutterleben – er deckt sie schonungslos auf. Auch sie war eine Mitläuferin. Ohne Zweifel habe die Mutter, schreibt er einmal, von den Novemberpogromen 1938 gewusst, die jedem Deutschen in aller Deutlichkeit vor Augen führen mussten, welches Schicksal die Nazis den Juden zgedacht hatten. Die Schöneberger Synagoge, in der an jenem Novembermorgen im Jahr 1938 alles zerschlagen wurde, sei nur wenige Schritte vom Gebäude des Lette-Vereins entfernt gewesen. Die achtzehnjährige Margot aus Esslingen ha-





**Weibliche Rollenbilder:** Modezeichnung von Wackwitz' Mutter, Margot Hartmetz.

beschon damals die brutale politische Arithmetik begriffen, gemäss der drei gutorganisierte und zu allem entschlossene Faschisten plus zehn Unpolitische, die wegschauen, wenn anderen Unrecht geschieht, zusammen dreizehn Faschisten ergäben. Aber die Mutter habe verdrängt und später schamvoll geschwiegen.

Stephan Wackwitz hat mit «Die Bilder meiner Mutter» ein zugleich politisches, historisches und persönliches Buch geschrieben. Am stärksten ist es allerdings nicht da, wo er es möchte: Nicht die stellenweise etwas stilisierte Künstlerkarriere und die gescheiterte Emanzipation der Mutter sind für den Leser wirklich

neu. Überzeugend und von beinahe beiläufigem Erkenntniswert ist sein Porträt einer historischen, zuerst gewalttätigen und dann biedereren und kleinbürgerlichen Epoche, welche die Menschen zwangsläufig auf ein Mittelmass zusammenstauchte, ihre schlimmsten Seiten weckte und am Ende alle Träume und jegliche Vitalität auf fatale Weise erstickte.

**Stephan Wackwitz:** Die Bilder meiner Mutter. S. Fischer. 240 S., Fr. 28.90

## Jazz

# Eine Frage der Glaubwürdigkeit

Von Peter Rüedi

**W**as sind die Qualitätskriterien in der sogenannten «frei improvisierten Musik» – als Free Jazz auch schon ziemlich in die Jahre gekommen, in Zeiten der Domestizierung des Jazz zu einer «klassischen Musik» oft etwas als Avantgarde von gestern, als Arrieregarde, belächelt? Wo Improvisation sich nicht in der Differenz manifestiert (zu einem Stil, einem Kanon, einer thematischen Vorlage), ist Qualität vielleicht nicht gerade eine Glaubensfrage, sicher aber eine Frage der Glaubwürdigkeit. Unter dem Label «Freiheit und Ungebundenheit» wurden (und werden uns noch) viele Klamotten zugemutet, die in Wahrheit nichts anderes waren als des Kaisers neue Kleider. Es gibt sehr beredte Formen des Nichts und manches aus vielen Tönen zusammengesetzte Vakuum, wie andererseits grosse Musik, die zumindest auch aus Schweigen besteht, aus dem Schweigen entsteht. Der Zürcher Tenorsaxofonist und Klarinettist Michael Jaeger, mit Jahrgang 1976 schon vom Alter her nicht mehr das, was man einen «jungen Wilden» nennen könnte, ist nach anfänglicher Faszination für den Bebop (dem seine langjährige Formation Kerouac ihren Namen verdankt) ein «freier Improvisator» geworden, der im Kollektiv wachsen will und seine Musik aus dem Kurzschluss mit dem spontanen Einfall entwickelt und nicht als Erweiterung irgendwelcher fixierter Vorgaben. Er ist ein musikalischer Sponti, aber ein nachdenklicher. Seine eigene Formensprache sucht er in der Ambivalenz zwischen Behauptung und deren Auflösung (oder «Ausfranselung»), zwischen Einklang und Widerspruch, Expressivität und subtiler Selbstzurücknahme. Einfacher gesagt: Er hat sich über die Jahre eben eine unfragliche Glaubwürdigkeit erarbeitet. Die strahlt auch sein Trio mit dem Basler Bassisten Fabian Gisler (Rusconi) und dem New Yorker Drummer Tom Rainey aus respektive dessen Live-Produktion «A Pyramide Made of Music», aufgezeichnet am Unerhört-Festival 2012. Freie, starke Musik mit austarierten Kräften im gleichseitigen Dreieck, voller überraschender Interaktionen. Anspruchsvoll insofern, als sie vom Zuhörer einiges an Vorurteilslosigkeit verlangt.



**Jaeger-Gisler-Rainey:**  
A Pyramide Made of Music.  
Broken Silence 01598

## Top 10

### Knorrs Liste

1	<b>The Revenant</b> ★★★★★ Regie: Alejandro González Iñárritu
2	<b>Carol</b> ★★★★★ Regie: Todd Haynes
3	<b>Brooklyn</b> ★★★★★ Regie: John Crowley
4	<b>The Danish Girl</b> ★★★★★ Regie: Tom Hooper
5	<b>Joy</b> ★★★★★ Regie: David O. Russell
6	<b>The Big Short</b> ★★★★★ Regie: Adam McKay
7	<b>Heidi</b> ★★★★★ Regie: Alain Gsponer
8	<b>Schellen-Ursli</b> ★★★★★ Regie: Xavier Koller
9	<b>Creed – Rocky's Legacy</b> ★★★☆☆ Regie: Ryan Coogler
10	<b>Star Wars: The Force Awakens</b> ★★★☆☆ Regie: J. J. Abrams

### Kinozuschauer

1 (1)	<b>The Revenant</b> 32 074 Regie: Alejandro González Iñárritu
2 (2)	<b>Heidi</b> 16 217 Regie: Alain Gsponer
3 (-)	<b>Point Break (3-D)</b> 15 190 Regie: Ericson Core
4 (3)	<b>Creed</b> 11 790 Regie: Ryan Coogler
5 (-)	<b>Bibi &amp; Tina – Mädchen gegen ...</b> 9 986 Regie: Detlev Buck
6 (-)	<b>Daddy's Home</b> 8 743 Regie: Sean Anders
7 (-)	<b>Die dunkle Seite des Mondes</b> 8 386 Regie: Stephan Rick
8 (4)	<b>Star Wars: The Force Awakens</b> 8 305 Regie: J. J. Abrams
9 (-)	<b>Quo vado?</b> 7 501 Regie: Gennaro Nunziante
10 (5)	<b>The Danish Girl</b> 5 501 Regie: Tom Hooper

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband;  
Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

### DVD-Verkäufe

1 (-)	<b>Straight Outta Compton</b> (Universal)
2 (4)	<b>Southpaw</b> (Ascot)
3 (7)	<b>Honig im Kopf</b> (Warner)
4 (3)	<b>Vacation</b> (Warner)
5 (1)	<b>The Transporter Refueled</b> (Rainbow)
6 (2)	<b>Mission: Impossible 5</b> (Rainbow)
7 (5)	<b>Der Hobbit: Schlacht...</b> (Warner)
8 (-)	<b>Ricki – Wie Familie so ist</b> (Sony)
9 (6)	<b>Minions</b> (Universal)
10 (8)	<b>Pixels</b> (Sony)

Quelle: Media Control



Weihrauch des Hohepriesters: «The Hateful Eight».

### Kino

## Groteske der Grausamkeit

Quentin Tarantino hat mit «The Hateful Eight» wieder einen Western gedreht, und das erst noch in gewaltigem Format und auf dem guten alten Zelluloid. Ist das ein Gewinn? Von Wolfram Knorr

Nicht zu fassen, es gibt ihn noch im Zeitalter konfektionierter Fliessbandproduktionen: den Renitenzler, den Dickkopf, der sich den Gepflogenheiten des Gewerbes widersetzt und auf ein richtig opulentes, echt saftiges Kinoerlebnis pocht. Nicht auf das, mit dem das digitale Kino durch seine seriellen Computer-Generated-Imagery-Zaubereien das Publikum betört. Gemeint ist das gute alte Zelluloid, das angeblich noch richtige Bildlawinen durch die Augen ins Gemüt donnert. Wie anno dazumal «Ben Hur» oder «Lawrence of Arabia». Das waren noch Gesamtkunstwerke, also Oper, Drama, Malerei in einem, mit Ouvertüre und Akten und anderen Klotzigkeiten.

Der Sturkopf Quentin Tarantino, dieser Cineastenschädel, der sein jugendliches Sinnsucherdasein in der Licht- und Schattenmagie des Films verbrachte, ist ein solch besessener Zelluloid-Zampano; das Digitale hält er eigentlich für Pipifax. Sein aktuelles Opus, den Western «The Hateful Eight», drehte er deshalb mit einer Ultra-Panavision-Kamera mit 70-mm-Linse und brachte sogar seine Produzenten, die nicht gerade einfachen Weinstein-Brüder, dazu,

das Wagnis zu akzeptieren und mit dem Verleiher zu vereinbaren, wenigstens an die hundert Säle mit 70-mm-Projektoren auszurüsten. Prima, aber was macht der Rest? Durch die Röhre (des Digitalen) glotzen? Keine Ouvertüre, die Ennio Morricone extra dafür komponierte, keine definitive Langfassung, die es nur bei der 70-mm-Technik gibt? Und vor allem keine Magie, die die 24 Bilder pro Sekunde erzeugen, die vor einer Lampe durchgezogen werden und die Illusion der Bewegung erwirken?

### Heulende Winde

Mal halblang. Tarantinos Zelluloid-Hosianna, das auch Christopher Nolan («Interstellar») und Paul Thomas Anderson («Inherent Vice») mit anstimmen, hat was quijotehaftes, denn der dazugehörige Weihrauch des Hohepriesters Tarantino vernebelt, dass er den medialen Handel keineswegs verschmäht, gar nicht verschmähen kann – und deshalb gibt es mehrere Versionen. Die Mehrheit der Lichtspielhäuser hat nun mal die ideale Abspielmöglichkeit nicht mehr. Welche Version ich nun geniessen durfte, hat sich mir nicht erschlossen, die Magie





Misstrauisch belauern sie einander, aggressiv, gönnerhaft, hinterfotzig, bis – vielleicht vom heulenden Wind, der durch die Holzritzen bläst, eher aber von den Labereien – die «geschlossene Gesellschaft» in einen Destruktionswirbel gerät und von Rache-, Hass- und Rassistmuskraften blutig zerrissen wird.

Quentin Tarantino suchte von Anfang an eine neue, vitale Leinwandintensität. Die sah er weniger im literarischen Film als in den B- und C-Movies, rigorosen Entfesselungen, frei von allem stilistischen Brimborium. Sie attackieren, entblößt von Bildungsdistanz, Sinne und Nerven. Dem «Theater der Grausamkeit» des Surrealisten Antonin Artaud nicht ganz unähnlich, zelebrieren B-Movies, darunter viele Italowestern, «Grenzzustände» (beispielsweise Django mit seinem Waffen-Sarg). Die liebt Tarantino. Sie finden sich etwa in den Dialogen der Killer über Hamburger und Fusspflege in «Pulp Fiction» (1994). Tarantino ist ein kreativer Verschneidungskünstler, der seinen Lieblingsfilm «zerschnippelt» und zu lebenswirbligen, intensiven Grotesken der Grausamkeit neu zusammenkollagiert.

### Wie im deftigen Volkstheater

«The Hateful Eight» beginnt als Oper mit Morricones hinreissender Ouvertüre, während die Kamera (grandios: Robert Richardson) an einem Kreuzifix hochfährt, bis im tiefen Schnee die Kutsche ins Bild rückt und aus der Tiefe des weissen Raums herankommt. Aus Monumentalfilmverneigung wird eine Hommage an Sergio Corbuccis «Il grande silenzio» (1968). Und mit dem Auftritt von Major Warren, der lässig auf seiner Leichenbeute hockt, wird schliesslich ein «Endspiel» daraus. Der Bürgerkrieg ist seit einigen Jahren vorbei, alle Illusionen sind im Orkus, es gibt keine Natur mehr, keine Zukunft, nur mehr den Unterschlupf (die Kutsche), mitten im Nichts. Was Warren, Ruth und Domergue und später noch Mannix am Leben hält, ist Rassismus und Habsucht. Warren hält sich die weissen Rassisten mit einem angeblich persönlichen Brief von Abraham Lincoln auf Distanz. In diesem ersten Teil ist Tarantino auf der Höhe seiner Kunst, die Dialoge sind brilliant; ein Stück absurdes Theater auf der Leinwand.

Doch dann landet die Bagage bei Minnie, die angeblich für die Dauer ihrer Abwesenheit

einem Mexikaner ihren Laden überlassen hat. Warren glaubt das nicht, und als dann auch noch der Kaffee vergiftet wird, mutiert der Western zum *whodunit* à la Agatha Christie, zur «Mousetrap», und zwar buchstäblich. Macht nichts, würden nur die Dialoge nicht zu langfädigen Quasselien veröden und würde Warren nicht auch noch zu einer merkwürdigen Episode ausholen, indem er, um den kataton wirkenden Südstaatengeneral zu quälen, erzählt, dass er dessen Sohn nackt durch die Kälte marschieren, sich von ihm oral befriedigen liess und dann abmurkste. Tarantinos *copains* Samuel L. Jackson, Kurt Russell, Michael Madsen und die anderen Mimen reden und bewegen sich wie auf einer Theaterbühne. Politischer Anspruch und Tiefe werden suggeriert, der Nord-Süd-Konflikt, Rassismus, die Entwertung alles Menschlichen diskutiert. Nichts davon geht unter die Haut. Die durch und durch abscheulichen Acht chargieren drauflos, dass sich die Bretter der Hütte biegen, ungebremst wie im deftigen Volkstheater. Samuel L. Jackson zeigt sein breites Grinsen und höhnt mit seinem «Nigger»-Gequatsche. Alles bewährte Manierismen, lakonisch absolvierte Routine. Oft wirkt er, als stünde er neben seiner Rolle, sieht sich amüsiert selber zu und nimmt sich und das Unternehmen nicht sonderlich ernst.

Selbst die hochgelobte Jennifer Jason Leigh – die Oscar-Nomination sei ihr von Herzen gegönnt – ist mehr ramponierte Ulknudel als bitterböse Hinterhältlerin. Sie keift und schnieft, grummelt und quäkt. Nur Kurt Russell, immerhin, ist in seiner bärbeissigen Raubein-Präsenz ein Vergnügen, während Tim Roth ein halbgarer Christoph-Waltz-Verschnitt bleibt. Im letzten Teil schliesslich wird «The Hateful Eight» zum Totentanz, zum Splattermovie, und die Mausefalle schnappt zu. So richtig will sich nichts zusammenfügen. Bildgestaltung und das gutge-launte Spiel der Protagonisten entfalten im ersten Drittel tatsächlich Magie, die leider von Kapitel zu Kapitel abnimmt, bis ihre Strahlkraft erlischt. Vielleicht liegt's am Ärger, den Tarantino hatte, als sein Buch an die Öffentlichkeit geriet und er eigentlich alles hinschmeissen wollte. Vielleicht aber auch einfach an der Story, die für einen knapp dreistündigen Film einfach zu dünn ist. Das kann dann auch die 70-mm-Fassung nicht mehr retten. ★★☆☆☆

blieb begrenzt. Hat man mir die 70-mm-Zelluloid-Version vorenthalten? Oder liegt's an der Story, die sich fast drei Stunden reichlich heterogen dahinschleppt? Weiss der Geier.

Durchs winterliche Wyoming quält sich eine Kutsche nach Red Rock und klaubt in der weissen Pampakuriose Typen auf. Erst den Ex-Nordstaatenmajor und Kopfgeldjäger Marquis Warren (Samuel L. Jackson), der mit seiner Leichenbeute den Weg säumt, dann Chris Mannix (Walton Goggins), der behauptet, der neue Sheriff von Red Rock zu sein. In der Kutsche führt John Ruth (Kurt Russell), ebenfalls Kopfgeldjäger, das Wort, an ihn gekettet seine Gefangene Daisy Domergue (Jennifer Jason Leigh). Ein wüster Sturm zwingt die Reisegesellschaft zum Halt in Minnies Kleinwarenladen. Dort trifft sie auf weitere Spiessgesellen, den greisen Südstaatengeneral Sandy Smithers (Bruce Dern), den britischen Henker Oswaldo Mobray (Tim Roth) und Revolvermann Joe Gage (Michael Madson).



Rassismus: John Ruth (Kurt Russell).



Rache: Daisy Domergue (Jennifer Jason Leigh).



Hass: Marquis Warren (Samuel L. Jackson).



# Geld, Geld und nochmals Geld

Was Tonkunst und Kriegsführung gemein haben.

Von Hildegard Schwaninger



Motto «Viva la vida»: Tonhalle-Orchester.

Der Gönnerverein des Tonhalle-Orchesters Zürich wurde 1983 gegründet, damals war Bankier **Hans J. Bär**, der damalige Vorsitzende der Geschäftsleitung der Bank Julius Bär, Präsident der Tonhalle-Gesellschaft. Sein Diktum «Mit der Tonkunst ist es ähnlich wie mit der Kriegsführung: Man braucht dafür Geld, Geld und nochmals Geld», festgehalten in seiner Biografie «Seid umschlungen, Millionen», gilt wie eh und je. Deshalb ist der Gönnerverein, präsiert von **Pierre N. Rossier**, nach wie vor sehr aktiv in der Geldbeschaffung für die holde Kunst.

Alle zwei Jahre findet eine grosse Benefizgala statt; dort versammeln sich wohlbestallte Zürcher Exponenten, um Gutes für die Tonhalle zu tun. Dieses Jahr sammelten sie für die neu zu gründende Orchesterakademie. Die Förderung



Lebendiges Programm: Dirigentin de la Parra.

von Nachwuchsmusikern wird schon jetzt praktiziert: Jedes Jahr ermöglicht der Gönnerverein fünf jungen Musikern – ausschliesslich Streichern – Praktika mit dem Orchester. Das Programm soll erweitert werden; die Akademisten werden im Orchester mitspielen und zwei Jahre lang von den Tonhalle-Musikern/innen unterrichtet. Ein super Plan für die Bereicherung des internationalen Talente-Pools!

Die Gala zugunsten der Orchesterakademie (Dîner-musical-Karte: 600 Franken, Reinerlös: stolze 550 000 Franken) stand unter dem Motto «Viva la vida». Lebensfreude! Die Tonhalle war fröhlich-bunt geschmückt, die 660 feierlich gekleideten Gäste (Herren im Smoking) in festlicher Hochstimmung. Das Privileg, Gutes zu tun, wird von der Zürcher Gesellschaft sehr umsichtig wahrgenommen.

Viele im Gönnerverein sind selbst aktive Musiker. Pierre Rossier spielt Klavier. Er und Vizepräsidentin **Helen Zimmer** hiessen die Gäste willkommen, **Heidi Stork-Zehnder** war Opernsängerin (Mezzosopran), bevor sie Mutter von vier Kindern wurde. Als Vorstandsmitglied war sie ausersehen, die Gäste nach dem Apéro riche rechtzeitig an ihre Tische zu beordern. Das Parkett der Tonhalle war in einen Festsaal verwandelt. Da versammelte sich die Crème der Zürcher Gesellschaft. Mittendrin Stadtpräsidentin **Corine Mauch**, wohl die einzige Sozialdemokratin in diesem erlauchten

Kreis. Sehr hübsch anzusehen im – natürlich – roten Kleid.

Die zirka 300 Flaniergäste (Eintritt: 150 Franken, Apéro riche inklusive) sassen auf Balkon und Galerie und gaben – da jung und modisch – ein hübsches Bild ab. Sie waren sehr tanzfreudig, als in der Disco im Foyer südamerikanische Musik aufgelegt wurde.

Das Motto «Viva la vida» weist auf die Südamerika-Tournee des Tonhalle-Orchesters im Oktober hin. Chefdirigent **Lionel Bringuier** dirigiert Konzerte in Buenos Aires, Montevideo, Rio de Janeiro und São Paulo. Mit ACS-Reisen, unter Führung von **David Frauch**, kann man mitreisen (für mindestens 9960 Franken, maximal 21 080 Franken – Business-Class und Einzelzimmer).

Die mexikanische Dirigentin **Alondra de la Parra** leitete erstmals das Tonhalle-Orchester, mit einem lebendigen Programm aus ihrem Heimatkontinent. Werke der Komponisten **Astor Piazzolla**, **Heitor Villa-Lobos**, **Arturo Márquez** brachten südamerikanische Wärme; die bewährte **Sandra Studer** führte durch den Abend.

**Tomas Prenosil**, Mitbesitzer des Café Sprüngli, ist auch im Vorstand des Gönnervereins. Er spendete die bunten Luxemburgerli fürs Dessertbuffet. **Thomas Bär**, der Bruder des hellsichtigen Hans J. Bär und Vater von **Andreas Bär** (Anwalt), der auch im Vorstand ist, spendierte den Wein von seinem Weingut Gagliole in der Toskana. Die von der «Brasserie



Bewährt: Sandra Studer, Martin Vollenwyder.

Lipp» gelieferten französischen Austern setzten dem Catering einen Glanzpunkt auf. Juwelier **Beat Messerer**, ein begeisterter Klavierspieler, unterstützte den Anlass mit einem Inserat im Programmheft. Einer der Gäste, die immer gern unerkannt im Hintergrund sind: der Musikliebhaber und -förderer **Richard Irniger**. In seiner Villa am Zürichberg gibt es feine Hauskonzerte – ein Geheimtipp. Sechs Flügel stehen hier, Martha Argerich hat letztes Jahr vor ihrem Tonhalle-Auftritt bei Richard (für Freunde: Richi) Irniger geprobt. Das ist Zürich: Alle helfen zusammen für einen höheren Zweck.

## Im Internet

[www.schwaningerpost.com](http://www.schwaningerpost.com)



# Zombies aus Zucker

Die Grusel-Spezialistin Megan Taylor, 36, und Joshua Barker, 36, haben vor einem Jahr geheiratet. Alles verlief gut, sprich: horrormässig.



*Himbeergeschmack:* Ehepaar Barker-Taylor.

**Joshua:** Wenn ich Megan beschreiben müsste, würde ich sagen: Sie ist blond, unerschrocken und klug. Sie ist eine Mutter. Sie ist eine Superheldin. Zumindest kleidet sie sich gerne so. Am liebsten verbringt sie Zeit mit mir oder ihrer Tochter Karma. Sie ist eine fanatische virtuelle Kriegerin und liebt beinahe alles, was aus dem extremen Grusel- oder Fantasiebereich stammt.

**Megan:** Josh liest gerne Comics, er guckt japanische Animes, er liebt «Star Wars» und sammelt «Power Rangers»-Figuren. Bevorzugt isst er Dinge mit Himbeergeschmack. Dennoch ist er kein durchschnittlicher Nerd: Er legt Wert auf sein Äusseres und besucht zusammen mit meiner Tochter einen Fitnessklub. Er weiss auch, was Disziplin und Durchsetzungsvermögen bedeuten, und darum weiss er auch, was er will. Irgendwie logisch: mich.

**Joshua:** Freunde stellten uns einander vor, und ich half Megan beim Erstellen eines futuristischen Themen-Kostüms. Danach waren wir unzertrennlich, vielleicht weil wir ähnliche Dinge mögen, die viele andere hassen. Bald beschlossen wir, dass wir nun offiziell eine Familie werden wollen. Meine Stieftochter kam als Wednesday Addams gestylt, die meisten Gäste stylten sich ebenfalls im Stil der

Helden alter Horror- und Science-Fiction-Klassiker. Unsere Kleider, selbst entworfen und handgemacht, sollten in der Qualität hochwertig sein. Auf Megans Kleid befand sich auf Bauchhöhe ein handgezeichnetes, eingearbeitetes Textilstück, das wie eine Röntgenaufnahme wirkte. Der Brautstrauss enthielt Blumen und künstliche Augäpfel. Es war ein Riesenspass, alles zu organisieren. Sogar aus der Hochzeitstorte kletterten ein paar Zombies aus Zucker. Der obere Teil stürzte zwar kurz vor der Präsentation zusammen, aber die Brautjungfern behoben den Schaden sofort. Sie formten aus dem Fondant-Abfall zusätzliche Grabsteine und Knochen.

**Megan:** Unser Motto lautete: «Bis dass der Tod uns eine spezielle Party beschert.» Morbid, geschmacklos? Vielleicht, aber es ist uns egal. Die Location verfügte über einen uralten, schönen und doch furchteinflössenden Pavillon. Mein Vater, gestylt als Gomez Addams, begleitete mich zum Altar. Dort versprachen Josh und ich einander, dass wir uns zusammen auch ins Weltall schiessen lassen würden.

**Joshua:** Die Party war fantastisch. Alles war – roter Lebensmittelfarbe sei Dank – blutgesprenkelt: das Essen, die Cupcakes, die Schürzen der Serviceangestellten. Wir tanzten zu «Thriller» von Michael Jackson, während über grosse Bildschirme Horrorfilme flimmerten, die alle mochten.

**Megan:** Als Geschenke hatten wir uns viele Horror-Games, eine neue Computerstation und seltene «Power Rangers»-Figuren gewünscht. Das setzten wir zuoberst auf die Internet-Wunschliste. Unten kamen die traditionellen Dinge. Lustig: Zur Hochzeit wollten die Gäste, so verrückt sie sonst sein mögen, lieber klassische Sachen schenken. So erhielten wir Mixer, Toaster, Waffeleisen, neues Besteck, Geschirr und tausend andere praktische Küchen-Utensilien, die uns auf dem Weg in die dennoch hoffentlich sehr abgehobene Zukunft begleiten werden.

Protokoll: Franziska K. Müller

# Lasst euch regieren

Von *Andreas Thiel* — Das Volk versteht nichts von Demokratie.

**Doris:** Du, die haben schon wieder eine Volksinitiative lanciert.

**Simonetta:** Ja kann man denn nicht einmal in Ruhe regieren? Gib eine Pressemeldung raus: «Der Bundesrat lehnt die Volksinitiative ab.» Oder noch besser: «Der Bundesrat lehnt Volksinitiativen generell ab.» Was wollen sie denn?

**Doris:** Es ist eine «Durchsetzungsinitiative». Ich glaube, die fordern, dass wir eine bereits vom Volk angenommene Initiative umsetzen.

**Simonetta:** Ja spinnen die? Das Volk soll aufhören, sich als Teil der Regierung aufzuplustern. Wir von der Regierung sehen uns ja auch nicht als Teil des Volkes.

**Doris:** Als würde irgendeine Regierung dieser Welt das Volk nach seiner Meinung fragen.

**Simonetta:** Wenn wir auf das Volk hören würden, wären wir die einzige Regierung, die so etwas täte. Wir wären total isoliert.

**Doris:** Nicht einmal in der EU ist das üblich.

**Simonetta:** In der EU würde man das gar nicht goutieren, wenn wir auf das Volk hören würden.

**Doris:** Das Schweizervolk hat die Demokratie offensichtlich völlig falsch verstanden.

**Simonetta:** Ich frage mich, ob wir das Volk nicht am Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte verklagen könnten. So wie ich das sehe, diskriminiert das Volk mit seinen Initiativen den Bundesrat.

**Doris:** Man sollte sich fragen, ob Volksinitiativen nicht generell regierungsfeindlich und somit staatsgefährdend sind.

**Simonetta:** Das Volk schadet sich selbst, wenn es versucht, sich selber zu regieren.

**Doris:** Regierungsarbeit ist eben Erziehungsarbeit. Es geht im Grunde darum, das Volk vor sich selbst zu schützen.

**Simonetta:** Das Volk kann von Glück reden, dass es uns gewählt hat.



Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

## Exot im eigenen Land

Von Peter Rüedi



Die Pioniere kommen von aussen. Das war im Landstrich, der sich entlang der toskanischen Küste zwischen Suvereto, Castagneto Carducci, Bolgheri bis Bibbona hinzieht, nicht anders. Nach dem Welterfolg der *super Tuscans* avancierte das kleine Städtchen Bolgheri zum Öno-Wallfahrtsort. Allein, in der Zone, deren Rückgrat die legendäre Zypressenallee zum Meer bildet, wächst mehr als die Kultweine von Sassicaia oder Ornellaia. Zum Beispiel harren die Flaschen von Michele Satta bei einem etwas breiteren Schweizer Publikum noch immer der Entdeckung. Dabei war Satta, der 1974 als 19-Jähriger aus Varese in die Gegend zog, eben einer der Entdecker dieser maritimen Terroirs. Einer der Gründerväter des Bolgheri-Booms, wenn für ihn auch immer die persönliche Kontrolle über die Substanz seiner relativ bescheidenen 25 Hektaren wichtiger war als globale Marketingstrategien. Er ist (und war immer) ein Winzer. Seine Weine sind keine Renommierobjekte für Etikettentrinker. Sie wollen genossen werden, und dementsprechend sind ihre Preise. Auch leistet sich Satta Eigenwilligkeiten, die den Wellenreitern der neuen Trends als Marotten erscheinen mögen. Eine davon ist seine Vorliebe für die Sangiovese, die nicht eben prädestiniert scheint für die heissen Lagen auf wenig mehr als Meereshöhe. Sein «Cavaliere» ist ein in dieser Gegend fast exotischer hundertprozentiger Sangiovese. Die Ausgabe 2010 zeigt dessen typische Nase von Kirschen, Pflaumen und einer Spur Veilchen, am Gaumen geschmeidige Tannine, vor allem aber eine lebhaft und belebende Säure. Ein grosses Vergnügen. An und für sich – und als Begleiter zu einer perfekt gebratenen Taube, die uns im Restaurant «Magona» aufgetischt wird. Das Lokal ist aus dem touristischen Epizentrum von Bolgheri in eine Villa an der Weinstrasse nach Castagneto Carducci umgezogen. Namentlich die offerierten fleischlichen Freuden sind überwältigend, vor allem aber die Weinkarte. Sie liest sich, quer durch die Vertikalen, wie eine Enzyklopädie dessen, was die paradiesische Ecke zu bieten hat.

Michele Satta: Cavaliere. Toscana IGT 2010. 13%.  
D'Amato, Basel. Fr. 39.50. [www.vinidamato.ch](http://www.vinidamato.ch)

## Zürich rüstet auf (II)

Die grösste Schweizer Stadt holt beim guten Essen auf. Zuletzt mit dem «Ecco» im Hotel «Atlantis». Von David Schnapp



Auf den Punkt gegart: Spitzenkoch Stefan Heilemann.

In der Ausgabe von vergangener Woche haben wir die Behauptung aufgestellt, Zürich biete neue Attraktionen im Bereich der gehobenen Esskultur. Die Behauptung wollen wir belegen mit dem Besuch eines weiteren neueröffneten Restaurants: Ende 2015 gingen im legendären Luxushotel «Atlantis» am Rücken des Üetlibergs die Lichter wieder an. Die dafür verantwortliche Giardino-Gruppe betreibt Hotels in Ascona und in Champfèr bei St. Moritz, wo der Spitzenkoch Rolf Fliegauß wiederum für die «Ecco»-Restaurants verantwortlich ist, die jeweils mit zwei Sternen im «Guide Michelin» und mit 16 beziehungsweise 17 Punkten im «Gault Millau» bewertet werden.

### Beständigkeit oder Kreativität?

Das Zürcher «Ecco» hat nun aber einen eigenen Küchenchef: Fliegauß langjähriger Stellvertreter Stefan Heilemann steht hier ganz vorne, und es wird interessant zu sehen sein, ob und wie er im Laufe der Zeit eine eigene Handschrift entwickeln kann. Das Menü, das wir zwischen den Jahren in dem etwas kühl wirkenden Restaurant essen, trägt eindeutig noch die Handschrift Fliegaußs, die sich durch einen reduzierten, produktorientierten Stil auszeichnet.

Überzeugend sind fast ausnahmslos die Zubereitungstechniken und der Geschmack. Jedes Gericht ist präzise abgeschmeckt, das

Hauptprodukt auf den Punkt gegart. Das spricht für die hohe Qualität und für die Fertigkeiten Heilemanns. Und zeigt sich bereits zu Beginn mit einer kurz geflammten Makrele sowie einem Tatar davon mit sauer eingelegtem Gemüse und einer Dill-Vinaigrette oder einem wunderbaren Rind-Cannellono mit Senfperlen, einer knusprigen Kartoffelröhre mit Sauerrahm und Zwiebeln. Wunderbar schmeckt später auch der Luma-Kalbsrücken mit fein geraspeltem, getrocknetem Kalbsherz, -bries sowie Quinoa, Petersilie und einem tiefgründigen Ochsen-schwanz-Jus.

Ab und zu wirken die Kombinationen etwas brav, weder Entenleberterrinen und -eis mit grünem Apfel noch die rohe Forelle mit Gurke und Dill sind geschmackliche Verbindungen, die sich durch herausragende Originalität oder Unvorhersehbarkeit auszeichnen. Es ist allerdings auch verständlich, dass man in den ersten Wochen eines neuen Restaurants den Fokus auf die Perfektion der Zubereitungstechniken legt. Zuerst die Beständigkeit, dann die Kreativität – das ist ein gutes Rezept für Spitzenküche.

Restaurant «Ecco» im Hotel «Atlantis»  
Döltsweg 234, 8055 Zürich. Tel. 044 456 55 33  
Montags und dienstags geschlossen, sonntags auch zum Lunch geöffnet.

Ausführliche Besprechung des Menüs auf [www.dasfilet.ch](http://www.dasfilet.ch)





Auto

## Das kleine «wow!»

Im Grenzgebiet zwischen dem Aargau und Solothurn: Unterwegs im Suzuki Vitara bei winterlichen Verhältnissen. *Von David Schnapp*

Ein Image-Film der japanischen Automarke Suzuki zeigt attraktive Menschen, die Fallschirm springen oder sonstwie Freude am Leben haben. «A little wow! in our lives», heisst es da unter anderem – der kleine, besondere Moment im Leben. Nun sollte man Image-Filme nicht zu wörtlich nehmen, sie zeigen meist eine recht kitschige Sicht auf die Welt. Dennoch passt das Wörtchen «wow!» zu Suzuki. Die Firma baut kleine bis kompakte

Autos mit solider Technik zu günstigen Preisen und ist in der Schweiz so beliebt wie nirgendwo sonst in Europa.

Die hiesige Erfolgsgeschichte begann 1981 mit dem Import des LJ 80, einer Art Urahn des heute weitverbreiteten Autogenres Kompakt-SUV. Fünfunddreissig Jahre später sitze ich im Suzuki Vitara, der nun erstmals mit einem Turbomotor sowie einem Doppelkupplungsgetriebe erhältlich ist. Der 1,4-Liter-Benziner mit Abgas-Turbolader und einer Leistung von 140 PS trifft auf 1370 Kilogramm Fahrzeug, was ein sensationell tiefes Gewicht ist für ein Allradfahrzeug dieser Grösse. Das kleine, typische Turboloch bei tiefer Drehzahl hält einen nicht lange auf: Danach kommt der Suzuki gut in Fahrt und beschleunigt dank den samtigen Schaltübergängen des Doppelkupplungsgetriebes elegant. Der Verbrauch pendelt sich dabei bei 6,5 Litern ein – einem sehr anständigen Wert.

Aber nicht nur Motor und Getriebe sind neu beim Suzuki, auch der Innenraum wurde

überarbeitet und präsentiert sich nun weniger rustikal in Materialisierung und Formen, als man das bisher von Suzuki kannte. Schöne Alcantara-Akzente, eine ausgezeichnete Verarbeitungsqualität, hübsche Details wie eine Analoguhr und schliesslich ein brillanter, berührungsempfindlicher Bildschirm sind nur einige der Vorzüge.

### Das selbstfahrende Auto

Ich fuhr mit dem Vitara – eher zufällig – durch das hügelige Grenzgebiet zwischen den Kantonen Aargau und Solothurn: Safenwil, Walterswil und über winterliche Strassen nach Dulliken SO hinauf auf den Engelberg – auf einen Jurahöhenzug in 700 Meter Höhe. Von da aus kann man das Kernkraftwerk Gösgen erahnen, das lediglich als gewaltige Dampf Wolke zu sehen war, die sozusagen nahtlos in die winterliche Bewölkung an diesem Tag überging.

Es ist immer wieder faszinierend, wie schnell man in der Schweiz in relativ unberührte Gebiete kommt, wo die Wege holprig sind und man froh ist um einen soliden Allradantrieb und ein Fahrwerk wie im Vitara, das auch auf ungeteerten Strassen feinfühlig agiert.

Auf der kurzen Testfahrt jedenfalls vermittelte der neue Vitara den Eindruck, dass auf ihn jederzeit Verlass ist. Das kleine «wow!» für jeden Tag.

### Suzuki Vitara 1.4 Boosterjet Sergio Cellano

Leistung: 140 PS / 103 kW,  
Höchstgeschwindigkeit: 200 km/h  
Hubraum: 1373 ccm  
Preis: Fr. 35 490.–  
Testauto:  
Fr. 37 535.–





«Dann muss man ein Löwe werden»: Philosoph und Kritiker Zweifel, 48.

MvH trifft

## Stefan Zweifel

Von Mark van Huissing — Ein Gespräch mit einem klugen Kopf, der zwar nicht untergetaucht, aber bloss kaum mehr sichtbar ist.

Gibt's ein Leben nach dem Fernsehen?» – «Sagen wir's so: «Es gibt kein Leben während des Fernsehens.» Denn dann muss man das Fernsehen vorbereiten.» – «Wollen noch immer alle über den «Literaturclub» reden?» – «In den vergangenen eineinhalb Jahren hat mich fast jeden Tag jemand darauf angesprochen. Es ist ein langes Begräbnis, alle kondolieren mir. Es ist sozusagen ein postumes Leben, ich hab das Gefühl, ich sei ein Gespenst.» – «Ich wollte über neue Bücher reden. Aber du hast gesagt, du seist froh, die meisten Neuerscheinungen nicht mehr lesen zu müssen. Hätt' ich nicht erwartet, von einem Literaturkritiker...» – «Nachdem ich während zweier Jahre jede wichtige Neuerscheinung mindestens habe querlesen müssen, ist es für mich angenehm, dass ich jetzt wieder mehr Nietzsche lesen kann oder Rousseau oder Augustinus [von Hippo]... die Klassiker. Und ich bin an der Sachbuch-Bestenliste, Sachbücher sind auf recht hohem

Niveau im Moment. Lieber ein Sachbuch als noch einen Liebesroman.»

Stefan Zweifel, 48, ist ein Schweizer Literaturkritiker, Übersetzer und Autor. Von 2007 bis 2014 war der studierte Philosoph Teilnehmer des «Literaturclubs», die letzten eineinhalb Jahre moderierte er die Sendung, die im Schweizer Fernsehen läuft. Sein Ausscheiden aus dem Kritikerteam war umstritten (Wikipedia); im *Tages-Anzeiger* wurde von einem Eklat geschrieben, nachdem Zweifel sich nicht vom Moderationsleiter wieder zum Diskussionsteilnehmer hatte herabsetzen lassen wollen. Zuvor hatte er sich mit Diskussionsteilnehmerin Elke Heidenreich («rhetorische Dampfwalze, die Wert aufs Rechthaben legt», *Tages-Anzeiger*) angelegt, recht hatte in diesem Fall Zweifel gehabt, nebenbei. Bekannt wurde er durch die Neuübersetzung von Sades Hauptwerken «Justine» und «Juliette», die er, zusammen mit einem Kollegen, im Alter von siebzehn begon-

nen hatte. Seit 2013 leitet er unter anderem die Gesprächsreihe «Zweifels Zwiegespräche» im Zürcher Schauspielhaus. Er ist Vater eines Kindes und lebt in Zürich.

«Was fasziniert das Publikum an einem Literaturkritiker?» – «Es gibt zwei Sachen: einerseits Kritiker wie Roland Barthes, die selber so gut schreiben, dass man sie gerne liest. Aber im Fernsehen ist es etwas anderes – dort spielt man mit Emotionen, es gibt hervorragende Literaturkritiker, die im Fernsehen nicht gut funktionieren, und umgekehrt. Als Literaturkritiker spielt man eine Rolle, meine Art der Lektüre ist eine identifikatorische, ich versuche, mich mit dem Buch zu identifizieren. Und bleib' dann eher an einem Detail hängen, Roland Barthes hat das «punctum» genannt – dort, wo du hängenbleibst und nicht weisst, warum –, grosse Bücher haben viele solche Momente. Als ich über Philip Roths «Jedermann» redete, redete ich über Strandszenen und den Ozean, über Wellen, die Angst vor dem Tod, Erotik... Iris [Radisch, damals Moderatorin des «Literaturclubs»] fragte: «Aber was steht drin in dem Buch?» Für mich steht das drin. Das ist vielleicht eine Art, die man nicht so kannte im Fernsehen, und von daher war's überraschend.» – «Du schreibst für den *Blick* oder die *Schweizer Illustrierte*, und Fernsehen ist sowieso ein Boulevardmedium – auch überraschend für einen Philosophen...» – «Ich schrieb für den *Blick* zum Beispiel darüber, wie sich der Fall des Menschenfressers [Armin M. aus Hessen] verarbeiten und einordnen lässt – «Fresst die Kinder der Reichen» [zusammen mit Michael Pfister]. Das war ein bisschen wie ein Seillauf ohne Balancestange – sonst hat man ja eine intellektuelle Stange, kann ein bisschen Hegel bringen und Kant. Aber hier kann man nicht viel voraussetzen, man muss die Stange wegwerfen und alleine übers Seil kommen. Das ist interessant.»

«Bist du ein politischer Mensch?» – «Zumindest bin ich als Schüler überwacht worden vom Rektorat, als Trotzkind.» – «Mindestens 2855 Wähler sehen dich auch als Erwachsener als politischen Menschen [sein Name stand vergangenen Herbst auf der Liste «Kunst+Politik», für einen Sitz im Nationalrat reichte es nicht].» – «Jetzt ist ein Moment, in dem es viele kulturpolitische Weichenstellungen gibt, bei den Theatern zum Beispiel. Ein Moment, in dem man sich *scho ä chli* verteidigen muss.» – «Gute Zeiten, um als Intellektueller zu politisieren – nach dem Rechtsrutsch hat man Gegner.» – «Es ist die alte nietzscheanische Geschichte: Zuerst ist man ein Kamel, liest viel, bis man fett ist vom Wissen. Dann muss man ein Löwe werden, der mit seinen Tatzen neue Werte in die alten Tafeln kratzt. Aber das Ziel wäre, ein Kind zu werden – das aus sich rollende Rad.»

Sein liebstes Restaurant: «Kronenhalle», Rämistrasse 4, Zürich, Tel. 044 262 99 00



1		2		3		4	5	6		7	8	9	10	11
12	13		14			15					16			
17										18				
19						20				21		22		
			23		24					25	26			
27		28					29			30			31	32
33				34	35		36					37	38	
				39						40	41			
42	43		44		45					46		47		
48				49				50						
51											52			
	53									54				

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

**Lösungswort** — Fliegendes Ungemach

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

**Waagrecht** — 3 Was Rohkostler mit Lebensmitteln nicht tun. 7 Die Seltenen sind in China weniger selten als anderswo. 12 Stillstand als Stressentschleuniger. 15 Stechginster: Botanikers Leguminose. 16 Kein Kind der Traurigkeit, das sich so äussert. 17 Was "Beni National" bis heute nicht ist. 18 Passt als Mantel, der strapazierfähige Wollstoff. 19 Kannten wir zuerst als Milchgetränk. 20 Treffen – cool. 22 Keine Legenden: Sagen ennet dem Röstigraben. 23 Typisch Schweiz: Brausespass für Klein und Gross. 25 Stark wie zwei singt der Star. 27 Mit ihr bezahlte man in Mallorca seinen Drink. 30 Es galoppiert wie ein Pferd. 33 Bekannter Löwe aus Londoner Zoo. 34 Den Schlingel kennen Deutsche gut. 37 Da geht es nur knapp um Menschen- und Arbeitsrechte. 39 Der Höhepunkt kennt in der Schweiz kein Ende. 40 Vermittler und Übermittler, offiziell und speziell. 42 Planetarisch und martialisch. 45 Für Hebräer einst Widersacher, für Christen weiterhin höllischer Macher. 47 Fließende Diagonale auf der spanischen Karte. 48 Voll, sagt Monsieur, der nichts mehr essen mag. 50 Sie ist bei den Sinfonien ein Star. 51 Offensichtlich, dass es nur an schönen Tagen so ist. 52 Kürze die lange, damit sie nicht verdächtig wirke (Seneca). 53 Er wird damit buchstäblich zum verwirrten Täter. 54 Sie sind für viele erstrebenswert und vielen oft viel Mühe wert.

**Senkrecht** — 1 Eine Kreation, hört sich aber anders an. 2 Nur ein Tabu, wenn zwei vier ist und umgekehrt. 3 Keine Eskorte der sexuellen Sorte. 4 Walter, den wir mit einem Lächeln in Erinnerung haben. 5 Insel: Wir denken an Napoleon. 6 So ist einer auch freundlich. 8 Heimatort des legendären Kolosses. 9 Dominik, den man gerne mag. 10 Tatsächlich auch unerschütterlich. 11 Ach du grüne Neune, denkt man bei diesem US-Rapper. 13 Wer auf Huang Shan war, kennt auch die Provinz. 14 Gemeinschaften mit religiösen Seilschaften. 21 Die Reue wird hier zu Recht als falsch empfunden. 24 Ihr Vater: Mick (Jagger), ihre Mutter: Marsha (Hunt). 26 Womit Riparia im Piemont in den Po fliesst. 27 Klingt irgendwie nach Klo und Aufprall. 28 Neapolitanisch: Stadt und Halbinsel. 29 Vielsilbiger Gesang mit jazzigem Klang. 31 Ergibt multipliziert mit sieben eins. 32 Vom Totalisator zu diesen Sportwetten. 35 Der göttliche Urknall entspricht dem personifizierten Schicksal. 36 Kanal mit verschobenen Teilen. 38 Mit ihr lässt sich der Kontakt vielseitig herstellen. 41 Eine Art, die man in der Literatur fast schon gerne hat. 43 Liliengewächs, das im Warmen wächst. 44 Schweizerin, macht mit Vorname singend auf sich aufmerksam. 46 Einer aus der Familie der Marder. 49 Was Briten als Zehn betrachten, endet im Anfang.

© Fritz Müller - Rätselfactory AG

**Lösung zum Denkanstoss Nr. 451**

	B	I	K	O	N	K	A	V	W	A	S	A			
S	E	L	B	A	L	L	B	R	I	N	A		M		
T	O	T	E	S	M	L	L	R	S	P	R	L	U		
I	S	S	K	A	T	A	S	T	B	R	A	M	T		
I	C	H	U	S	T	U				A	H	O	I		
L	E	H	A	R	E	S	C	H	E	N	L				
E	R	I	E		P	R	A	H	A		G	E	L	A	
B	S	P	A	N	N		I	L	L	X		R			
P	A	V	I	A	N	D	E	L	I	R	I	U	M		
R	U	I	N	I	E	R	E	N		B	N	T	R	E	
A	L	S		R			R	I	E	N		U	N	E	
G	R	A	U	S	A	M		D		B		L	S	E	N

**Waagrecht** — 1 BIKONKAV 8 WASA 11 SEL (franz. f. Salz) 12 BALLERINA 14 TOTESMEER 15 SPREU 17 ISS (kurz f. International Space Station) 18 KATASTERAMT 19 CHUST 21 AHOI (Kameraden...) 22 LEHAR 24 (Gemeine) ESCHEN 27 ERIE 28 PRAHA (Prag in der Landessprache) 29 GELA (Lega) 32 SPANN 34 ILEX 36 PAVIAN 38 DELIRIUM 41 RUINIEN 42 ENTRE (franz. f. zwischen) 43 AES (Grave: Münze) 44 RIEN (franz. f. nichts; span. nada, it. niente) 45 UNE (franz. f. eine) 46 GRAUSAM 47 EISEN

**Senkrecht** — 1 BEOS 2 ILTSCHI 3 OBSKUR 4 NAMAS (Abk. f. Nationally Appropriate Mitigation Actions) 5 KLETTERN 6 ALEA (iacta est: es ist entschieden) 7 VERSUCH 8 WISE (engl. f. weise) 9 ANPRANGERN 10 SARAH (Wagenknecht, Taufname: Sarah, heute Sahara) 11 STILLE 13 MUTI (To Rome... = Filmtitel) 16 EMOLLE 20 HAESIN 23 ERBAUER 25 SANDER 6 HAIL (engl. f. Zuruf, Hagel) 28 PANE (it. f. Brot) 30 EXITUS 31 ARMEEN 33 PAIRS 35 LIENE (eilen) 36 PRAG 37 VISA 39 ENID (dein) 40 URNE

**Lösungswort** — **KNALLEREIEN**

**EMS**  
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit  
erfolgreich in den Geschäftsbereichen  
Hochleistungspolymere  
Spezialchemikalien

# MEHR SPASS MIT MEHR SICHERHEIT.

DER BMW 2er ACTIVE TOURER. JETZT MIT xDRIVE,  
DEM INTELLIGENTEN ALLRADSYSTEM.



**BMW EFFICIENT DYNAMICS.**  
WENIGER EMISSIONEN. MEHR FAHRFREUDE.

BMW 2er  
Active Tourer

[www.bmw.ch](http://www.bmw.ch)



Freude am Fahren